1,70 DM / Band 464
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-



NEU

GEISTERJÄGER



Die große Gruselserie von Jason Dark

Gemälde des Grauens

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Gemälde des Grauens

John Sinclair Nr. 464

von Jason Dark

erschienen am 26.05.1987

Titelbild von Maren

Sinclair Crew

Gemälde des Grauens

»Vernichten!« keuchte der Mann. »Ich muß dieses verdammte Bild vernichten. Es macht mich verrückt.« Der Maler verstummte und lehnte sich gegen die Tür. Sein Gesicht war schweißnaß. Er wußte, was er tun mußte. Einfach nur in das Zimmer gehen und aus dem Kamin das Feuer holen.

Aber zerstörte man etwas so leicht? Schließlich war das Bild ein Kind von ihm. Das Motiv war seiner Phantasie entsprungen. Er hatte alles so wunderbar nachvollzogen, und sicherlich würde das Gemälde in der Zukunft einen gewissen Wert bekommen. Statt dessen wollte er es vernichten.

Im Laufe der Nacht war ihm dieser Gedanke gekommen. Eine Eingebung, irgendwoher, aber durchaus verständlich, denn wenn das Bild noch länger in seinem Atelier stand, würde es noch die Gewalt über ihn bekommen. Und wer ließ sich schon gern von diesen widerlichen Gruseltypen kontrollieren?

Dabei war er so stolz auf sein Werk gewesen…

Der Maler strich über seine Stirn. Seine Mutter fiel ihm ein. Sie war eine fantastische Frau gewesen, sie hatte ihn immer beschützt, vor dem Vater und den Brüdern. Ihr hatte er auch sein erstes Bild gewidmet, ein Stilleben mit herrlichen Rosen. Auf der Leinwand sahen sie aus wie frisch gepflückt. Die Mutter hatte sich über das Bild gefreut und ihm eine große Zukunft als Maler vorausgesagt.

Ja, er hatte weitergemalt. Keine Rosen mehr, überhaupt keine Blumen, andere Dinge.

Düstere Landschaften, oft monströs und bedrückend, angefüllt mit grauvioletten Schatten, durchflossen von Flüssen mit blutrotem Wasser. Alptraum-Visionen eines Menschen, der tief mit seinem Innern verwurzelt war, dessen Seele fast als Monstrum bezeichnet werden konnte.

Vargas wußte dies. Er wischte über sein braunes Haar. Es war verklebt. Die Strähnen gingen zusammen. Sie fielen lang bis in den Nacken. Sein Gesicht war blaß, obwohl er von Natur aus einen bräunlichen Teint besaß. In Vargas' dunklen Augen loderte ein Feuer. Es zeugte davon, daß der Maler innerlich brannte.

In der Tat steckte Vargas voller Ideen. Er hätte sich sofort hinsetzen und zu Pinsel und Farbe greifen können, er tat es nicht. Statt dessen wollte er sein Bild vernichten.

Noch trennte ihn die Tür von seinem Atelier, aber das Feuer brannte bereits. Er sah dessen Schein, als er sich einen innerlichen Ruck gab und die Tür aufstieß.

Der Kamin lag ihm gegenüber. Der Durchzug griff in die Flammen und bewegte sich.

Sie bestanden aus langen, gierigen Armen, die sich innerhalb des Kamins verteilten, in die Höhe zuckten und auch wie heiße Finger in die verschiedenen Richtungen griffen.

Für Vargas bedeutete Feuer etwas Wunderbares. Gleichzeitig Leben und auch Tod.

Auch seine Gestalt wurde angestrahlt, als er sich über die Schwelle begab und mit zitternden Schritten in den Raum hineinschritt. Es war das typische Arbeitszimmer eines Malers. Unter dem Dach lag es. Eine Wand war schräg. Durch sehr große Fenster konnte Tageslicht in den Raum fallen und ihn ausfüllen.

Jetzt aber war es dunkel. Da zuckte der Widerschein geisterhaft über Wände und Scheiben. Antonio Vargas machte kein Licht. Ihm reichte das Feuer.

Er blieb stehen und starrte in die Flammen. Sein Gesicht war zu einer schweißnassen Grimasse geworden, über die dunkle Schatten tanzten. Er schaute nicht nach links, wo das Bild stand, das er vernichten wollte. Es kam ihm vor, als hätte er ein schlechtes Gewissen, aber er mußte es tun.

Wenn nicht, lud er Schuld auf sich.

Sein Kreislauf war nicht mehr in Ordnung. Vargas spürte, daß er taumelte, und er hatte auch das Gefühl, als würden ihn die Flammen regelrecht anziehen.

Vor dem Kamin stand der eiserne Korb mit dem Holz. Die zurechtgeschnittenen Kloben hatte er sorgfältig gestapelt. Das Holz war trocken und brannte wie Zunder.

Er öffnete den Mund. Über seine Lippen drang kein Schrei. Ein stöhnendes Geräusch, als würde er unter großem Druck stehen.

Einige Minuten dachte er nach, dann drehte er sich abrupt nach links. Einen letzten Blick wollte er auf das Bild werfen. Es war ihm von allen am besten gelungen. Seine sämtlichen Werke zeigten die Angst des Menschen vor dem Grauen, dem Tod, dem Unfaßbaren.

Nur hatte er sie sonst immer besser verpackt. In Stimmungen, in Landschaftsbildern, aber sein letztes Werk war eben anders geworden. So furchtbar direkt, so echt und unheimlich. Vier Personen waren darauf zu erkennen.

Keine Menschen, sondern das, vor dem die Menschen eine so furchtbare Angst hatten.

Monster!

Vargas schlich auf sein Werk zu. Bei jedem Schritt nahm die Gänsehaut auf seinem Rücken zu. So weit war es mit ihm schon gekommen, daß er Angst vor seinem eigenen Bild hatte. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

Dann schälte sich das Viereck der Leinwand aus der Dunkelheit.

Es stand noch auf einer Staffelei. Bisher hatte Vargas noch keinen passenden Rahmen gefunden, den brauchte er auch nicht mehr.

Dieses Bild sollte niemand zu sehen bekommen.

Vielleicht wollte er es dem großen Dichter und Schriftsteller Edgar Alan Poe zeigen. Ihn hatte er einmal kennengelernt und zwei Tage sowie Nächte mit ihm zusammengesessen und über schreckliche Visionen gesprochen. Aber Poe war alt geworden. Er würde das nächste Jahr bestimmt nicht überleben.

Vargas' Gedanken brachen ab. Er stand jetzt vor seinem Werk und nahm den dreiarmigen Kerzenleuchter an sich, der auf einem kleinen Tisch direkt daneben seinen Platz gefunden hatte.

Mit zitternden Fingern zündete Antonio Vargas die Dochte der Kerzen an. Die Flammen fraßen sich in die Höhe, und ihr Licht traf auch die bemalte, viereckige Leinwand.

Es schien, als tauchten die Geschöpfe aus dem Tunnel einer anderen Zeit auf.

Sie waren furchtbar, häßlich anzusehen und gleichzeitig steckte in ihnen eine kaum beschreibliche Faszination. Vargas hatte sie so gemalt, als würden sie leben. Er hatte sich damals in einem wahren

Rausch befunden. Die Ideen waren nur so gesprudelt, und manchmal hatte er auch den Eindruck gehabt, als würden die Geschöpfe, die aus seiner Hand stammten, irgendwann einmal leben oder Wirklichkeit werden.

Es zeigte vier Gestalten.

Die vier klassischen Gruselmonstren überhaupt.

Links oben der schreckliche Vampir mit weit aufgerissenem Maul und spitzen Blutzähnen, die wie kleine Messer hervorschauten. Die Haut war von Vargas aschbraun gemalt worden, und die Augen lagen unter einem Blutrand verborgen.

Neben dem Vampir sah er das Gesicht einer Mumie. Eingefallen, kerbig, verzerrt, aber mit Augen, die dennoch böse blickten und das Wissen der Jahrtausende gespeichert zu haben schienen.

Unterhalb der Mumie hatte ein furchtbarer Werwolf sein Gebiß gefletscht. Das Monstrum sah aus, als wollte es dem Betrachter des Bildes im nächsten Augenblick die Zähne in den Hals schlagen.

Und noch ein viertes Geschöpf zeigte die Leinwand. Es war von Vargas links in die Ecke gequetscht worden. Sein Gesicht war leichenblaß. Antonio hatte lange die Farben mischen müssen, um diesen Farbton zu bekommen. Es war ihm schließlich gelungen, und so war dieser kantige Schädel mit der hohen Stirn entstanden, den der Maler als den Kopf des künstlichen Menschen bezeichnete.

Er stand da und betrachtete es. Seine Gedanken wanderten wieder. Vargas war durcheinander. Er wußte nicht, ob er sich mit der Zukunft oder der Vergangenheit befaßte. Plötzlich kam alles zusammen. Die Monstren schienen auf einmal zu leben, und im gleichen Moment hatte er eine Vision. Irgend jemand sagte ihm, daß die Geschöpfe zwar seiner Phantasie entsprungen waren, daß sie aber dennoch einmal so aussehen und leben würden, wie er sie gemalt hatte.

Vielleicht war er auch etwas Besonderes. Ein Mensch, der in die Zukunft blicken konnte, ohne es zu wissen. Diese Gabe existierte.

Weshalb sollte er nicht zu denjenigen Personen gehören, die damit ausgestattet waren.

»Ihr seid meine Monstren«, flüsterte er gegen die Flammen der drei Kerzen, die sich daraufhin zur anderen Seite hin neigten.

»Meine Geschöpfe, die ich erfand. Vielleicht werdet ihr der Welt noch einmal das Fürchten lehren. Ja, das glaube ich sogar. Aber ich darf es nicht soweit kommen lassen. Nein, ich muß mich dagegen wehren. Ich kann der Welt dies nicht zumuten. Ihr dürft nicht leben, ihr müßt sterben. Ihr müßt eingehen in andere finstere Reiche. Was meine Seele mir vorgeschrieben hat, darf in euch nicht so grausam existieren.«

Nach diesen Worten trat er noch einen Schritt näher an das Bild heran, so daß die drei Flammen es anleuchten konnten.

Die vier Monstren rührten sich nicht. Dennoch hatte Vargas das Gefühl, als würden sie leben. Es war kein normales Leben, nein, tief in ihrem Innern spielte sich etwas ab, das er mit Worten nicht erklären konnte. Da lauerte das Grauen.

Vargas zog sich zurück. Je länger er das Bild betrachtete, um so mehr hatte er den Eindruck, als würde es Macht über ihn bekommen. Er bekam auch den Eindruck, daß noch etwas mit diesem Gemälde war. Hinter ihm, nicht sichtbar für menschliche Augen, mußte ein schrecklicher Geist stehen. Einer, der alles beherrschte, auch die Menschen.

Vargas schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über ihn gekippt.

Sein Gesicht war schweißbedeckt. Die dicken Lippen lagen fest aufeinander, ein Zeichen der Entschlossenheit.

Er hatte es sich einmal vorgenommen und würde es auch bis zum bitteren Ende durchführen.

Antonio Vargas trat an den eisernen Holzkorb heran, suchte einen Augenblick und hatte sich dann entschlossen, ein bestimmtes Stück Holz an sich zu nehmen.

Es war nicht so klobig wie die anderen. Dafür etwas länger und auch handlicher.

Dabei besaß es genau die Trockenheit, die er brauchte, um es schnell entflammen zu lassen.

Mit unbewegtem Gesicht schritt er auf den Kamin zu, in dem die Flammen tanzten. Feuer, das lebte und eine Botschaft für ihn, den Menschen, zu haben schien.

»Tu es…«

So schienen die Flammen zu wispern, und Vargas nickte.

»Du hast uns als Stütze. Wir werden es vernichten. Wir vernichten alles. Ob böse, ob gut…«

Vargas drehte sich. Sein Gesicht bekam einen gequälten Ausdruck. Er konnte nicht fassen, woher die Stimmen plötzlich an seine Ohren gedrungen waren, obwohl sich niemand außer ihm im Atelier befand. Waren es die Menschen aus der Geisterwelt? Seine Helfer, die dafür sorgten, daß er die Motive der alten, grauen, nebelverhangenen Landschaften zeichnen konnte?

Seine rechte Hand umklammerte das Holzstück. Auch sein Gesicht wechselte den Ausdruck. Es wirkte jetzt härter, entschlossener. Eigentlich hatte er noch nie so ausgesehen, aber er wollte es wissen. Diesmal ließ er sich nicht von seiner Tat abbringen.

Einige Male hatte er schon Anlauf genommen, war aber stets zurückgezuckt. Das sollte ihm jetzt nicht mehr passieren.

Antonio hielt das Holzstück in die Flammen, die augenblicklich so gierig danach griffen, als hätten sie auf nichts anderes gewartet.

Das Feuer loderte am Ende des Klobens auf und wehte, als er das

Holzstück aus dem Kamin hervorzog, wie eine dünne, heiße Fahne.
Antonio Vargas drehte sich um. Er tat es langsam, als wollte er es sich noch einmal überlegen. Sein Blick fiel gegen die Decke, über die der Widerschein tanzte.
Er sah Kreise, Feuer, Licht, Dunkelheit, Schatten. Alles war dort vorhanden.
Und alles schien zu seinen Freunden zu gehören, die ihm rieten, sich endlich in das Unweigerliche zu fügen.
Wieder ging er den Weg zurück, der ihn zu seinem Ziel, dem Monster-Bild, führte.
Auf einmal war die Angst verschwunden. In seinem Innern spürte er das Gefühl der Euphorie, die ihn in ungeahnte Höhen treiben wollte. Sogar seine starren Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, und in den weit geöffneten Augen schimmerte der Widerschein des Feuers.
Antonio Vargas hielt die Fackel mit der ausgestreckten Hand seitlich vom Körper, weil er nicht unbedingt den heißen Hauch auf seiner Haut spüren wollte. Sein Lächeln konnte als tückisch bezeichnet werden. Als würde er sich einem Gegner nähern.
Vor dem Bild blieb er stehen. Langsam nur hob er den Kopf. Noch immer befanden sich die vier Monstren auf der Leinwand. Nur ihre Köpfe, weil nicht mehr Platz gewesen war.
Aber eine Gestalt hatte sich verändert.
Es war der Vampir!
Er hatte sich ein Stück aus dem Bild hervorgeschoben, und nicht nur das, denn mit beiden Händen hielt er den langen Stiel einer mörderischen Axt umklammert…

***

Der Blutsauger und die Axt!
Konnte der Horror schlimmer sein? Vargas wagte nicht, sich zu rühren. Er war geschockt. In seinem Kopf drehten sich die Gedanken und Vermutungen in einem wilden Kreisel. Er spürte den plötzlichen Druck, der ihm den Schädel fast zu sprengen schien.
Eine gemalte Gestalt war lebendig geworden. Aber sie ging noch einen Schritt weiter.
Nicht nur lebendig, auch mordlüstern!
Zweidimensional auf die Leinwand gemalt, war sie nun zu einem dreidimensionalen Monstrum geworden, und das steckte voll intensiver Mordlust gegen ihn.
Die Axt sprach Bände!
Der Blick des Malers flackerte. In ihm spiegelte sich der Zustand seiner Seele wider. Vargas konnte sein Werk nicht länger ansehen.
Er mußte etwas tun.
Nicht ein Laut drang über seine Lippen, als er sich vorwarf, um das

brennende Holz gegen das Bild zu wuchten. Sosehr er sich auch beeilte, er war zu langsam, viel zu langsam.

Der Vampir reagierte schneller.

Etwas kam aus dem Bild hervor, raste mit mörderischer Wucht nach unten und traf den Maler, bevor die Flammenzungen das Bild berühren konnten.

Antonio Vargas verspürte nicht einmal Schmerzen. Irgend etwas explodierte um ihn herum. Die Welt wurde zu einem Strudel, der erst rot, dann tiefschwarz war.

Und er löschte das Leben des Malers aus…

***

Ein Freund, den Vargas hatte malen wollen, wunderte sich drei Tage später, daß ihm nicht geöffnet wurde. Er ging wieder weg, kam aber nach zwei weiteren Tagen zurück und ließ sich diesmal nicht abwimmeln. Er stieg die steile Treppe zum Atelier des Künstlers hoch, fand die Tür offen und betrat den Raum.

Es roch nach kalter Asche, nach Moder – und Tod!

Der Freund blieb stehen, als hätte er einen Schlag bekommen. Sein Verstand weigerte sich fast, das Schreckliche zu begreifen. Er sah das Bild mit den vier Monstren auf der Staffelei stehen, und er sah den Toten davor liegen.

Die dunkelrote Lache war bereits eingetrocknet. Fliegen waren darauf gelandet, und die Leiche ging bereits in den Zustand der Verwesung über.

Der Freund machte auf dem Absatz kehrt und rannte davon. Er hatte dabei eine Hand auf den Mund gepreßt. Erst auf der schmalen Straße begann er zu schreien. Er warf sich auf den Boden, schrie und konnte sich kaum beruhigen.

Wenig später war die Polizei da. Mehrere Beamte betraten das Haus, Auch ihre Gesichter waren graugrün, als sie das schmale Gebäude wieder verließen.

Kommentare gaben sie nicht ab.

Drei Tage später wurde Antonio Vargas auf dem Bergfriedhof nahe des kleinen Madrider Vorortes beigesetzt. Kein Teilnehmer des Trauerzuges konnte sich vorstellen, wer diesen jungen Mann umgebracht hatte.

Antonios Tod blieb ein Rätsel.

Um seine Bilder kümmerte sich ein entfernter Freund der Familie, der sich auch als Kunstsammler innerhalb Spaniens bereits einen Namen gemacht hatte.

Er verleibte sie seiner Sammlung für einen Spottpreis ein. Unter den Bildern befand sich auch das Gemälde mit den vier Monsterköpfen…

***

Als Jane Collins für Lady Sarah und sich den Morgentee einschenkte, bedankte sich die Horror-Oma nicht nur mit einem Lächeln und Nicken, sie fügte auch noch einen Kommentar hinzu, der so gar nicht zu dieser allmorgendlichen Zeremonie passen wollte.

»Eigentlich habe ich zu wenig Bilder im Haus. Findest du nicht auch, Jane?«

Die Detektivin, die seit einiger Zeit bei Lady Sarah wohnte und praktisch ihre ständige Begleiterin war, nahm Platz und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

Sarah Goldwyn lächelte, nahm vorsichtig die Teetasse hoch und trank einen Schluck. »Das ist doch ganz einfach. Wir brauchen noch einige Bilder.«

Jane schaute sich um. »Hier?«

»Auch. Aber ich dachte da mehr an den Flur. Dort sind noch viele freie Flächen.«

Jane strich durch ihr kurz geschnittenes Blondhaar. »Wann ist dir das eingefallen?«

»Mit dem Gedanken habe ich schon länger gespielt. Aber in der vergangenen Nacht dachte ich darüber nach und bin zu einem Entschluß gekommen.«

Jane lächelte mokant. »Da steckt doch etwas dahinter.«

»Vielleicht.«

»Und was?«

Sarah Goldwyn deutete auf den gedeckten Frühstückstisch. »Laß uns erst einmal essen, dann sehen wir weiter.«

»Wie du willst.«

Jane und Lady Sarah aßen die frischen Croissants die herrlich knusprig waren. Auch der Tee schmeckte hervorragend. Seit Jane Collins bei der Horror-Oma wohnte, trank sie morgens kaum noch Kaffee. Die ehemalige Hexe fühlte sich in diesem alten Haus in Mayfair wohl. Obgleich der Altersunterschied zwischen den beiden Frauen beträchtlich war, kamen sie doch wunderbar miteinander zurecht. Hier bestätigte sich wieder einmal, daß das Alter eines Menschen keine Rolle spielte. Lady Sarah war jung geblieben, vielleicht lag das an ihrem Hobby, denn sie sammelte alles, was mit Horror und Übersinnlichem zu tun hatte. Dafür hatte sie extra das Dachgeschoß ihres Hauses umbauen lassen. Dort oben befand sich jetzt eine regelrechte Videothek, inmitten voller Buchregale.

Die Frauen hatten sich aneinander gewöhnt. Und langweilig war es Jane auch nicht geworden. Sie hatte endlich genug Zeit, sich mit dem Studium alter Bücher zu beschäftigen. Hinzu kam, daß auch John Sinclair ab und zu vorbeischaute und sich Rat holte.

Jane Collins hatte ihr Vorleben noch nicht völlig verwischen können. Ein kleiner Rest war zurückgeblieben. So war sie sensibler als andere

Menschen, und sie spürte manchmal Kräfte in sich, die sie erschreckten, obwohl sie diese Kraft nicht steuern konnte. Aber sie war vorhanden, und Jane hatte auch beschlossen, sie irgendwann einmal einzusetzen. Möglicherweise dauerte dies noch Jahre, in denen sie intensiv trainieren mußte. Aber es würde der Zeitpunkt kommen.

»Schmeckt es?« fragte Lady Sarah mit einem hintergründigen Lächeln.

»Gut wie immer.«

»Das freut mich. Soll ich noch Käse holen?«

Jane wehrte mit beiden Händen ab. »Nein, auf keinen Fall. Mir reicht es völlig.«

»Wir haben einen langen Tag vor uns«, gab Lady Sarah zu bedenken. »Wer weiß, wann wir wieder etwas in den Magen bekommen.«

Jane schaute auf. »Irgend etwas hast du dir doch vorgenommen, oder?«

»Nun ja…« Die Horror-Oma hob die Schultern. »Das stimmt schon. Ich, meine, daß wir auch an einem trüben Novembertag wie diesem hier nicht im Haus bleiben sollten.«

»Richtig. Willst du Spazierengehen?«

»Nicht direkt.«

»Was denn? Rück schon raus mit der Sprache.«

»Es geht um die Bilder. Ich erwähnte doch, daß ich mir einige zulegen möchte.«

»Richtig. Da willst du, daß ich dich zu dem Galeristen begleite.«

Lady Sarah lehnte sich zurück. »Nicht ganz richtig, Jane. Du sollst mich schon hinfahren und dir die Bilder mit ansehen. Aber es ist in dem Sinne kein Galerist, mit dem ich sprechen will. Ich möchte gern eine Ausstellung besuchen.«

»Ach so.«

»Dort kann man auch kaufen«, fügte Sarah Goldwyn rasch hinzu.

Jane Collins trank den letzten Schluck Tee. »Und wo, bitte, findet die Ausstellung statt?«

»In einem Wasserschloß. Vielmehr in einem Nebengebäude desselben. Es heißt Highmore Castle.«

»Nie gehört.«

»Ich direkt auch nicht, bis ich die Anzeige las, daß die Bilder eines Antonio Vargas dort ausgestellt werden.«

»Und den Maler kennst du?«

»Nicht ihn persönlich. Er ist schon sehr lange tot. Fast hundert Jahre oder noch mehr, ich weiß es nicht genau. Mir ist vor Monaten mal ein altes Buch in die Hände gefallen. Es wurde in Spanien verlegt. Ich konnte den Text nicht lesen, aber mich faszinierten einfach die Bilder dieses Antonio Vargas.«

»Wie hat er denn gemalt?«

Sarah Goldwyn senkte ihre Stimme. »Düster«, flüsterte sie. »Er hat sehr düster gemalt.«
»Wie Bosch?«
»So ungefähr, aber dennoch anders. Noch dunkler, alptraumhafter. Wenig Menschen, zumeist Landschaften, in die er seine Stimmungen hineingepackt hatte.«
»Und die waren so dunkel?«
»Davon gehe ich aus.«
»Gefallen dir die Bilder denn so gut?«
»Im Buch sahen sie gut aus. Ich möchte aber die Originale sehen und ausprobieren, ob sie auf mich wirken. Verstehst du?«
»Ja.«
»Dann könnten wir gleich fahren.«
»Und wie weit ist es bis Highmore Castle?«
»Zwei Stunden werden wir unterwegs sein. Es liegt südöstlich von London in einer weiten, einsamen Landschaft.«
»Also die richtige Atmosphäre.«
»Im November bestimmt. Als nächstgrößte Stadt liegt Winchester in der Nähe.«
Jane nickte. »Dann fahren wir aber über geschichtsträchtigen Boden. In der Umgebung von Winchester gibt es an jeder Ecke ein Museum oder eine Gedenkstätte.«
»Richtig.«
»Und Highmore Castle?«
»Ich kenne den Besitzer nicht, Jane. Er hat nur die Räume für die Ausstellung zur Verfügung gestellt.«
»Weißt du denn, was die Bilder kosten sollen?«
»Nein, das möchte ich eben in Erfahrung bringen.«
Die Detektivin lächelte. »Dann fahren wir doch los. Weißt du, wie lange wir noch diese kleinen Reisen unternehmen können? Der Winter steht vor der Tür, es hat die ersten Nachtfröste gegeben, bald wird es schneien, Glatteis…«
Sarah Goldwyns Lachen unterbrach Jane Collins. »Du sprichst ja schon wie eine Greisin.«
»Das bin ich aber nicht.«
»Man sieht es auch.«
Jane Collins erhob sich und begann damit, den Tisch abzuräumen.
Sie stellte das Geschirr auf ein Tablett und brachte es in die Küche.
Lady Sarah schaute ihr nach. Ein Lächeln zeichnete dabei die schmalen Lippen der Horror-Oma. Zunächst war sie skeptisch gewesen, was Janes Wohnen bei ihr anging, doch es hatte alles hervorragend geklappt. Die beiden Frauen verstanden sich blendend, und Lady Sarah hatte wieder einen Ansprechpartner.
Zudem waren sie häufig unterwegs. Sie machten Touren in die

Umgebung der Stadt, wollten im Frühjahr die großen europäischen Städte bereisen und bewegten sich auch innerhalb Londons, so daß Langeweile bei ihnen nie aufkam.

In den letzten Wochen waren sie keinen direkten Angriffen aus der Dämonenwelt ausgesetzt gewesen, das empfanden beide als positiv. So konnte Jane auch am besten ihre Vergangenheit vergessen.

In der offenen Tür blieb sie stehen und stemmte beide Hände gegen die Kante. »Ich bin fertig.«

»Gut, ich auch.«

Lady Sarah erhob sich aus dem Sessel und reckte sich. »Ein wenig steif bin ich schon geworden. Wird Zeit, daß ich mal wieder laufe. Die Ausstellung wird mir ja Gelegenheit dazu geben.«

»Das glaube ich auch.« Jane drehte sich um. »Ich gehe schon mal vor und reinige die Scheiben.«

»Tu das.«

An der Garderobe hing der weiße Thermomantel der Detektivin.

Sie wickelte noch einen knallroten Schal zweimal um den Hals. Der Schal besaß die gleiche Farbe wie ihre ausgestellte Cordhose. Darüber trug sie einen langen, grauen Pullover, der bis über die Oberschenkel reichte.

Wenig später verließ sie das Haus und trat in die kühle, feuchte Novemberluft.

Es war ein trauriger Tag. Der Himmel zeigte sich von einem bleiernen Grau, wie es eben nur dieser Monat bringen konnte. Auch die Bäume waren fast völlig entlaubt. Wenn noch Blätter am Geäst hingen, waren sie zumeist dunkel gefärbt.

Auf den Wegen sammelte sich das Laub ebenso wie in den Straßenrinnen. Die Temperaturen lagen um fünf Grad über dem Gefrierpunkt, und auf den parkenden Fahrzeugen am Straßenrand glänzte matt ein feuchter Schmierfilm. Der rote Honda Civic bildete keine Ausnahme. Es war neblig geworden, und die Luft drückte die Schwaden in die Tiefe.

Der Wagen hatte eine Laternengarage, weil überdachte in dieser Gegend kaum zu bekommen waren.

Jane schloß den Wagen auf. Sie reinigte die Windschutzscheibe von innen und außen, so daß die Sicht jetzt klarer war. Nur die dünnen Dunstschwaden wollten nicht verschwinden. Sie würden auch noch am Nachmittag durch die Londoner Straßen treiben. Die Chance, daß die Sonne sie vertrieb, bestand überhaupt nicht.

Lady Sarah kam aus dem Haus. Sie schloß noch die Tür zu und schritt behutsam über die feucht und rutschig gewordenen Steine des Vorgartenwegs. Auch sie hatte einen dicken Wollmantel übergezogen. Er bestand aus modischem Kamelhaar. Etwas besorgt schaute die alte Dame gegen den grauen Himmel, der sich über dem Filigran der Äste

erhob. »Mehr als Sprühregen wird es hoffentlich nicht geben«, sagte sie.

»Das meine ich auch.« Jane hielt ihr die Tür auf, und Lady Sarah stieg ein.

Wie immer trug sie einen Hut. Er wirkte im ersten Moment sehr steif, weil er schwarz war, aber das rote Band lockerte ihn doch ein wenig auf.

Bevor Jane startete, schaute sie noch auf der Karte nach. Sie wollte sich nicht verfahren.

»Da können wir sogar den Motorway nehmen«, sagte sie. »Kurz vor Winchester müssen wir dann ab.«

»Richtig. Fahr los.« Lady Sarah rieb ihre Handflächen gegeneinander. »Und wenn wir zurückkommen, sind wir bestimmt um einige Bilder reicher.«

»Und finanziell ärmer«, fügte Jane hinzu.

»Das ist leider nun mal so. Geschenkt bekommt man nichts. Nicht einmal der Tod ist umsonst, denn der kostet noch das Leben…«

***

Herbst in London!

Das kann herrlich sein, muß aber nicht. Mir gefiel das Novemberwetter überhaupt nicht. Irgendwie drückte es auf meine Stimmung, die eigentlich hätte gut sein müssen, da ich nach den letzten schrecklichen Fällen einige Tage ausgespannt hatte.

Ich war nicht weggefahren, hatte mich gewissermaßen in meiner Bude eingeschlossen und war nur am Abend weggegangen, um mal hier und da ein Bierchen zu trinken.

Zumeist hatte ich mich mit Bill Conolly getroffen. Zweimal war Suko auch mit dabeigewesen.

Er arbeitete durch.

Das brauchte er einfach. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sogar noch die Nächte im Yard Building verbracht, denn so brauchte er nicht über das Schicksal seiner Partnerin Shao nachzudenken, die verschollen war und so etwas wie die Nachfolge der Sonnengöttin Amaterasu angetreten hatte.

Suko, der neben mir im Rover saß, störte meine miese Laune. »Du hättest deinen Urlaub noch verlängern können. Bei den geleisteten Überstunden.«

»Willst du mich los sein?«

»Manchmal ja.«

»Dann werde ich mir 14 537 Stunden freinehmen.«

»Wieso das?«

»So viele Überstunden sind mittlerweile zusammengekommen.«

Suko nickte. »Das hast du ausgerechnet?«

»Klar.«
»Und dich dabei nicht verrechnet?«
»Vielleicht um drei.«
»Wenn du so gut rechnen kannst, John, wäre es dann möglich, daß du meine Überstunden auch mal addierst?«
»Willst du doch Urlaub machen?«
»Nein, ich könnte sie dir schenken.«
»Verzichte.«
Wir steckten natürlich wieder fest. Der Dunst trieb in trägen Schleiern über die Straße. Manchmal schien er direkt an den Hauswänden festzukleben. Die Scheinwerfer der Fahrzeuge wirkten wie müde, trübe Augen. Suko, der neben mir hockte, warf einige Blicke in die Zeitungen. Die große Politik interessierte ihn nicht besonders. Für uns war es interessanter, zu erfahren, was sich in der vergangenen Nacht in London und Umgebung an Verbrechen ereignet hatte.
»Interessiert es dich, John, daß man nicht weit von Winchester entfernt einen Toten gefunden hat?«
»Das kann vorkommen.«
»Ja. Man hat den Mann mit einer Axt erschlagen. Er soll Nachtwächter in einem Museum gewesen sein.«
»Haben die Diebe etwas gestohlen?«
»Davon steht hier nichts, aber der Reporter beschäftigt sich in seinem Bericht mehr mit der Leiche. Er hat herausgefunden, daß sie am Hals Bißwunden zeigte.«
»Von einem Tier?«
»Kein Tier, John. Hier steht, daß die Bißwunden ausgesehen haben, als wäre der Tote von einem Vampir angefallen worden.«
Ich mußte halten. Das war gut so, denn diese Nachricht alarmierte mich doch. »Wo war das?«
Suko reichte mir die Zeitung. Er hatte sie so geknickt, daß ich den Artikel mit einem Blick sah.
In der Tat hatte da jemand etwas über Bißwunden geschrieben, die bei näherer Untersuchung am Hals des Toten entdeckt worden waren. Jetzt vermutete man alles mögliche, und auch die Tat eines Vampirs zählte dazu.
»Was sagst du?« fragte Suko.
»Ich weiß nicht so recht.«
»Du glaubst nicht an die Vampir-Sache.«
»Im Prinzip fällt es mir schwer, daran zu glauben. Schau mal, wie paßt ein eingeschlagener Schädel denn dazu?«
»Das weiß ich auch nicht.«
Ich mußte wieder anfahren, weil die Ampel auf Grün gesprungen war. »Sollten wir uns darum kümmern?« fragte ich nach einer Weile

und schaute aus dem Fenster. Rechts neben mir hatte sich die lange Schnauze eines gelben Jaguars herangeschoben. Hinter den getönten Scheiben war die Fahrerin nur undeutlich zu erkennen.

»Falls Sir James nichts Dringendes vorliegen hat.«

Ich hob die Schultern.

»Große Lust hast du aber auch nicht.«

»Noch nicht. Dabei wartet Glenda voller Sehnsucht. Ich rieche schon ihren Kaffee.«

»Bist du umgestiegen?«

»Nein, ich bleibe beim Tee.«

Neben mir rollte noch immer der Jaguar. Ich sah die Frau etwas deutlicher. Sie wirkte elegant. Um das braune Haar hatte sie ein silberfarbenes Stirnband geschlungen. Es glänzte ebenso wie die Spangen, die in der dichten Fülle steckten.

Nach fünf Minuten hatte ich die Frau vergessen. Da waren wir bereits auf den kleinen Parkplatz hinter dem Yard-Gebäude gerollt. Er war wirklich klein. Hier durften nur bestimmte Leute ihre Fahrzeuge abstellen. Ich gehörte zum Glück dazu.

Dann sah ich Glenda wieder. Sie strahlte mich an, war schick gekleidet, auf ihrer grauen Blazerjacke funkelte Straßschmuck. Die blaugraue Streifenhose paßte zum Oberteil, und ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen.

»Schon wieder neue Sachen?«

»Nein, nicht so neu. Du warst schließlich einige Zeit nicht hier.«

»Die paar Tage Urlaub.«

Ich schnupperte. Der Kaffeeduft schwängerte das Vorzimmer, so daß ich das Gefühl hatte, wieder nach Hause gekommen zu sein.

Auf unserem gemeinsamen Schreibtisch stand eine mit Herbstblumen gefüllte Vase. Glenda hatte sie zur Begrüßung aufgestellt.

»Gefallen dir die Blumen?« fragte sie, als sie kam und den Kaffee brachte.

»Sie stören etwas.«

»Wie das?« Glenda stellte das Tablett ab.

»Ich meine ja nur. Wenn wir telefonieren wollen, wird die Schnur sich festhaken und…«

»Banause«, sagte sie nur, packte die Vase und verschwand im Vorzimmer.

Suko, der mir gegenübersaß, schüttelte den Kopf. »Mit dir ist heute wirklich nicht viel los.«

Ich lehnte mich zurück und hob die Schultern. »Jeder hat mal einen miesen Tag.«

»Dauert das bei dir länger?«

»Weiß ich nicht.«

Meine Laune besserte sich, als ich die ersten Schlucke Kaffee

getrunken hatte. Er rann heiß und wohlig durch meine Kehle, und ich schloß sogar die Augen.

Dann kam Glenda wieder! Ihr Gesichtsausdruck zeigte, daß sie leicht sauer war. »Ich habe noch etwas für dich.« Bei diesem Satz ließ sie einen grauen Umschlag auf den Schreibtisch flattern.

»Hör mal, Mädchen. So war das mit den Blumen nicht gemeint.«

»Wirklich nicht? Ich habe schon verstanden.«

»Mein Gott, man kann nicht immer einen guten Tag haben«, verteidigte ich mich.

»Wenn du wieder normal bist, kannst du mir ja Bescheid geben«, erklärte sie und verschwand.

»Die hast du ja hart getroffen«, sagte Suko.

Ich griff zum Brief. »Ja, ich weiß. Irgendwann werde ich das schon regeln.«

»Nun gut.«

Ich öffnete den Brief, drehte ihn um, und ein Zettel rutschte mir entgegen. Er war weiß, die Schrift aber rot. Ich drehte die Nachricht so, daß Suko auch mitlesen konnte.

Er sprach den Satz laut aus. »Der Vampir mit der Axt ist wieder unterwegs…«

***

Ich ließ den Zettel los. Er flatterte dem Schreibtisch entgegen und blieb liegen.

Suko nickte mir zu. »Das steht darauf, John, und jetzt sind wir an der Reihe.«

»Sicher.« Ich nahm den Briefumschlag an mich, aber ich suchte vergeblich nach dem Absender. In London war der Brief eingeworfen und gestempelt worden, mehr konnte ich nicht entnehmen.

»Vielleicht weiß Glenda mehr.« Suko wollte schon zum Hörer greifen, um nebenan anzurufen, als unsere Sekretärin die Tür öffnete und erklärte, daß uns jemand sprechen wollte.

»Wer ist es denn?« fragte ich.

Glenda schaute Suko bei der Antwort an. »Eine gewisse Harriet Lester.«

»Kenne ich nicht«, sagte ich.

»Mir ist sie ebenfalls unbekannt. Aber sie hat einen Brief geschrieben, den ich euch auf den Schreibtisch legte.«

Wir nickten zur gleichen Zeit. »Dann ist alles klar«, sagte ich, »laß sie kommen.«

»Sie ist bereits auf dem Weg.«

Suko verzog den Mund. »Wie der Zufall doch so spielt«, sagte er leise.

»Zufall?«

»Na ja, mir ging gerade etwas anderes durch den Kopf. Erinnere dich

an den Artikel in der Zeitung. Da wurde über einen Vampir geschrieben, der jemand getötet hat. Zudem ist der Tote noch durch einen Axthieb umgebracht worden.«

Ich schnickte mit den Fingern. »Und in der Nachricht steht etwas von einem Vampir mit der Axt.«

»Ja.«

»Dann müßte diese Harriet Lester mehr darüber wissen.«

Suko nickte. »Und wie.« Wir brauchten nicht mehr lange zu warten. Als Glenda unseren Besuch brachte, standen wir auf, und ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Ich kannte Harriet Lester. Sie war eine Weile neben uns hergefahren und hatte in einem gelben Jaguar gesessen.

Da hatte sie mir einen sehr selbstsicheren Eindruck gemacht. Im Gegensatz zu ihrem Eintreten. Sie wirkte etwas scheu, fast ängstlich.

Glenda erkundigte sich, ob sie eine Tasse mochte, und die Besucherin nickte.

Wir begrüßten uns mit Handschlag. »Ich kenne Sie«, sagte ich.

»Fahren Sie nicht einen gelben Jaguar?«

»Ja.«

»Dann sind wir vorhin nebeneinander hergerollt. Ich saß in einem Rover.«

Ihr Lächeln wirkte faserig. »Sorry, aber ich kann mich leider nicht daran erinnern.«

»Nun ja, macht nichts. Bitte, nehmen Sie Platz.« Sie tat es, nachdem sich auch Suko vorgestellt hatte.

Harriet Lester knöpfte ihre beige, lange Schalkragenjacke auf.

Darunter trug sie einen schlichten, gelben Pullover, der sehr weit geschnitten war. Auch der schwarzbraune Lederrock sah teuer aus.

Ihre Strümpfe, zum Rock passend, zeigten ein modernes Muster aus kleinen Schmetterlingen. Ansonsten waren die Strümpfe relativ grobmaschig gewebt. An den Waden lief eine dünne, aber sichtbare Naht entlang.

Glenda brachte den Kaffee. Mich bedachte sie mit keinem Blick.

Sie war wirklich beleidigt.

Harriet Lester trank. Ihre Hände zitterten leicht, als sie die Tasse hielt. Ihr Gesicht wirkte etwas herb, aber nicht uninteressant. Diese Frau strahlte eine gewisse Erotik aus, die Männer nicht so leicht an ihr vorübergehen ließ. Außerdem war sie groß, und ihre Figur konnte sich sehen lassen. Man hätte sie auch als stattlich umschreiben können. Das Rot der Fingernägel war mit der Farbe des Lippenstifts abgestimmt.

»Der Kaffee ist wirklich ausgezeichnet«, sagte sie und setzte die Tasse ab.

»Ich werde es Miß Perkins sagen.«

»Ja, tun Sie das.« Sie senkte den Blick und schaute auf ihre Finger, wo ich fünf silberne Ringe zählte, und jeder sah anders aus.

Da Harriet Lester nicht von allein anfing, übernahm ich die Gesprächsführung. »Sie haben uns den Brief zukommen lassen, den wir heute morgen vorfanden?«

»Das habe ich.«

Ich lächelte. »Es sind nur wenige Worte. Um ehrlich zu sein, zu wenige.«

»Das weiß ich auch, Mr. Sinclair, deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen. Es geht eigentlich um meinen Mann. Er ist Maler, sogar ein relativ erfolgreicher. Wir können gut leben, aber in der letzten Zeit hat er sich verändert.«

»Inwiefern?«

»Er war schon immer etwas in sich gekehrt, aber mir fiel auf, daß er sieh an manchen Tagen regelrecht exzessiv benahm. Er schrie, er tobte in der Nacht. Er sprach von Blut und Grauen, das über uns kommen würde, und er belastete sich mit schweren Schuldgefühlen, daß er an allem die Schuld trüge.«

»Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf, Mrs. Lester?« Suko erkundigte sich höflich.

»In der Nähe von Winchester. Wir haben ein Stück Land gekauft, das zu Highmore Castle gehört. Dort steht unser Haus.«

Suko und ich warfen uns einen Blick zu. Er war Harriet Lester nicht verborgen geblieben, deshalb fragte sie nach. »Ist irgend etwas mit meiner Antwort nicht in Ordnung?«

Ich beruhigte sie. »Doch, schon, nur haben wir gerade heute von einem Mord gelesen, der in Ihrer unmittelbaren Umgebung geschehen sein muß.«

Sie nickte heftig. »Ja, der Vampir mit der Axt.«

»Das schrieben die Zeitungen«, sagte ich.

»Und ich glaube daran.«

»An den Vampir.«

Ihr Nicken fiel ernst aus. »Früher hätte ich darüber gelacht, aber seit sich mein Mann so verändert hat…«

Es entsprach zwar nicht den Regeln der Höflichkeit, ich unterbrach sie trotzdem. »Haben Sie möglicherweise Ihren Mann in Verdacht, der Vampir mit der Axt zu sein?«

Mrs. Lesters Gesichtshaut verlor an Farbe. »Wie kommen Sie auf eine solche Vermutung?«

»Liegt Sie nicht auf der Hand?«

»Ja, eigentlich schon. Dennoch kann es nicht sein. Als der Mord passierte, und das hat man ja feststellen können, befanden wir uns nicht in der Nähe. Wir waren nach Glasgow gefahren, um einen alten Freund meines Mannes zu besuchen. Das muß ein anderer Täter

gewesen sein.«

Suko erkundigte sich weiter. »Seit wann hat Ihr Gatte sich so verändert gezeigt?«

Harriet Lester überlegte. »So genau weiß ich das nicht. Eigentlich erst, seit wir in diesem Haus wohnen und die Sache mit der Ausstellung angefangen hat, obwohl ich da keinen Zusammenhang sehe.«

Ich hakte nach. »Welche Ausstellung?«

»Nicht weit von unserem Haus entfernt liegt das Castle. Dort sind seit einigen Wochen die Arbeiten eines gewissen Antonio Vargas zu sehen. Er war ebenfalls Maler und ist im letzten Jahrhundert gestorben. Er malte nur düstere Bilder, fast Schreckensvisionen, wie ich mir habe sagen lassen.«

»Und Ihr Mann war noch nicht dort?«

»Nein, ich auch nicht.«

»Ungewöhnlich«, murmelte ich. »Schließlich war Vargas ein Kollege Ihres Gatten. Wenn ich Maler wäre und in meiner unmittelbaren Umgebung befände sich eine Ausstellung, würde ich hingehen und mir die Werke anschauen.«

»So denke ich auch, Mr. Sinclair. Aber sagen Sie das mal meinem Mann. Er will nicht.«

»Hat er einen Grund?«

»Keine Ahnung. Wir sprachen einige Male darüber, doch ich bekam nie eine konkrete Antwort. Er war, wenn das Thema fiel, sehr schnell erregt und stemmte sich wütend gegen meine Vorschläge an. Diese Ausstellung muß irgendwie mit seinem so veränderten Zustand zusammenhängen. Aber den direkten Grund dafür kann ich mir nicht erklären.«

»Weshalb sind Sie zu uns gekommen?«

Harriet Lester lächelte verlegen. »Ja, weshalb?« wiederholte sie.

»Den genauen Grund kann ich Ihnen auch nicht nennen. Nennen Sie es Intuition. Ich habe Angst gehabt, daß der Mord mit einem Mann in Zusammenhang gebracht wurde. Deshalb kam ich zu Ihnen. Ich traue Ihnen mehr zu und habe mich einfach an Scotland Yard gewandt.«

»Das war vielleicht nicht schlecht. Weshalb haben Sie uns den Brief geschrieben?«

Sie schaute Suko und mich erstaunt an. »Ich habe den doch nicht geschrieben.«

»Nicht?«

»Nein, den fand ich selbst vor einigen Tagen in meinem Briefkasten. Es ist genau zwei Tage her. Ich habe meinem Mann davon nichts erzählt. Der wäre sonst durchgedreht.«

»Und Sie, Mrs. Lester?«

»Ich war völlig aus dem Häuschen, wußte nicht, was ich machen

sollte. Ich habe das Gefühl, daß sich über unseren Köpfen irgend etwas Unheimliches zusammenbraut, mit dem mein Mann nicht fertig wird.«

»Leben Sie allein im Haus, oder haben Sie Kinder?«

»Allein.«

»Und das Schloß ist in der Nähe.«

»Ja.«

Ich holte durch die Nase Luft und schaute meinen Freund Suko an. »Was sagst du?«

»Wir sollten hinfahren.«

»Und den Kollegen ins Handwerk pfuschen?«

»Nein, inkognito.«

Unsere Besucherin atmete auf. »Dann hat sich mein Besuch bei Ihnen also doch gelohnt?«

Ich breitete die Hände aus. »Das kann man wohl sagen.«

»Wann werden Sie kommen?«

»Wir fahren noch vor dem Mittag.«

»Danke«, sagte sie. »Ich danke Ihnen wirklich…«

***

Jane Collins und Sarah Goldwyn hatten den Eindruck, daß sie von der Weite des Landes geschluckt wurden, aber nur deshalb, weil auch hier der Nebel wie dünne, lang und breit gezogene Tücher über der Landschaft lag und sie selbst wie ein Gemälde aussehen ließ.

Wolken und Dunst vermischten sich zu einem Brei, der bei Flußoder Bachläufen dichter war, ansonsten jedoch sich wie ein hellgrauer Schatten ausbreitete.

Das Land war sehr flach. Die Hügel begannen erst weiter südlich und waren auch nicht besonders hoch, man konnte sie kaum als Berge bezeichnen. Im Nebel waren sie sowieso nicht zu sehen.

Der Dunst hatte alles eingepackt. Wälder, Weiden, Felder und kleine Dörfer. Er lag als nasses Tuch über den Straßen, deren Belag oft genug mit nassen Blättern beklebt war, so daß sich hin und wieder für Autofahrer Rutschfallen auftaten.

An diesen Stellen fuhr Jane besonders vorsichtig. Die Natur siechte allmählich dahin. Sie starb ihren langsamen Tod, um nach den langen Wintermonaten wieder zu erwachen.

Als sie an einem langen Weidestück vorbeifuhren, sahen sie noch einige Kühe wie Denkmäler auf dem Rasen stehen. Die Tiere glotzten dumpf auf das braungewordene Gras.

Die beiden Frauen hatten den großen Verkehr hinter sich gelassen und befanden sich bereits in der Nähe des Schlosses. Wo es genau lag, wußten sie nicht, fanden aber Hinweisschilder und brauchten den Pfeilen nur zu folgen.

Lady Sarah hatte sich einige Male umgedreht und meinte nun: »Sehr beliebt scheint die Ausstellung nicht zu sein.«

»Wieso?«

»Wir sind wohl die einzigen Besucher. Bisher ist uns kaum ein Wagen gefolgt. Und wenn, sind sie abgebogen.«

»Bei dem Wetter.«

»Gerade, Jane. Da hat man Zeit.«

»Falls man nicht zur Arbeit muß.«

Lady Sarah lachte. »Stimmt auch wieder. Daran habe ich nicht einmal gedacht. Ich glaube, ich werde allmählich alt.«

»Das darfst du nicht sagen. So rüstig wie du möchte ich manchmal sein. Deine Kondition ist sagenhaft.«

»Da hättest du mich früher erleben sollen, Kind…« Sarah Goldwyn schwärmte von den alten Zeiten, und so verging die Fahrzeit wie im Flug.

Wenig später schon mußten sie rechts ab, und sie gerieten auch auf die etwas breitere Fahrbahn, die zum Schloß führte. Noch ließ der Dunst einen guten Blick nicht zu, aber das änderte sich, denn urplötzlich erschien vor ihnen das Gemäuer. Beide Frauen hatten den Eindruck, als würde es auf einem Präsentierteller liegen, und Lady Sarah nickte sogar. »Darin läßt es sich leben«, erklärte sie.

Auch Jane war angetan. Man hatte das Schloß als offenes Karree gebaut. Die beiden Flügel standen im rechten Winkel zum Haupttrakt. Vor ihm und hinter der Straße breitete sich ein Garten aus.

Sehr gepflegt, in der Mitte ein Teich, umgeben von einem Rondell, auf dem sommertags sicherlich zahlreiche Blumen blühten. Mehrere Wege zweigten in den vorderen Schloßgarten hinein und umschlossen kleine, grüne Hecken- oder Buschinseln. Bäume standen weiter entfernt. Im Sommer bildeten sie bestimmt ein dichtes Laubdach. Jetzt lagen die Blätter auf dem Boden oder schwammen im Teich.

Auch einige Enten hatten sich die Wasserfläche ausgesucht. Ihr Schnattern unterbrach als einziges Geräusch die dunstige Stille.

Vor dem Hauptgebäude parkten einige Fahrzeuge. Es war noch genügend Platz vorhanden, um auch den Honda abstellen zu können. Das Castle selbst wirkte bei diesem Wetter ebenfalls grau, aber nicht verfallen, denn die Stuckfassade war noch vollständig erhalten.

Ein prächtiger Wohnsitz inmitten der Einsamkeit einer südenglischen Landschaft.

Jane und Lady Sarah verließen den Honda. »Ich bin froh, daß wir hier sind«, sagte die Horror-Oma. »Außerdem könnte ich eine Tasse Tee gebrauchen.«

»Die bekommen wir bestimmt in der Ausstellung.«

»Wollen es hoffen, Kind.«

Sarah hakte sich bei Jane Collins ein. Man hatte ein Schild

aufgestellt. Über einem nach links weisenden Pfeil stand Vargas-Vernissage. Lady Sarah deutete mit der freien Hand hoch. »Da sind wir genau richtig, Kind.«

Sie gingen den Weg weiter und erreichten sehr bald den Eingang des westlichen Seitentrakts.

Die Flügeltür war in das graue Mauerwerk integriert worden.

Rechts davon verdeckten Ranken und Efeu das Gestein. Es wuchs auch in einem Halbbogen über den Eingang hinweg.

Da die Tür verschlossen war, suchten die Frauen nach einer Klingel, die sie auch sehr bald fanden. Jane drückte den schwarzen Knopf, der Summer erklang, und Jane konnte die Tür aufdrücken.

Die Besucherinnen gerieten in eine Vorhalle. Hier glänzte der Steinboden wie frisch gewienert. Quer durch die Halle war ein grünes Band gezogen worden, so daß die Ankömmlinge automatisch nach links gingen auf einen Durchgang zu, der neben einem großen Fenster lag, durch das trübes Licht fiel.

Ein Mann im grauen Anzug und einer Uniform saß neben dem Durchgang an einem Tisch und schaute erst auf, als die Frauen vor ihm stehenblieben. Gleichzeitig hob er den Deckel der kleinen Kassette an, in dem die Eintrittskarten und das Geld lagen.

»Zweimal?« fragte er.

»Ja bitte«, sagte Sarah Goldwyn und zahlte.

Der Mann gab Wechselgeld heraus und nickte. »Wollen Sie auch einen Prospekt?«

»Könnte nicht schaden«, meinte Jane. Sie kaufte ihn.

Lady Sarah war wie immer neugierig. »Sitzen Sie hier schon lange, Mister?«

»Seit heute morgen.«

»So meine ich das nicht. Auch schon am Eröffnungstag?«

Er verzog sein Gesicht. Dabei verschwanden die müde blickenden Augen fast unter den Hautfalten. »Nein, da hat hier noch mein Kollege gehockt. Den gibt es jetzt nicht mehr. Er ist tot.«

»Was Sie nicht sagen. Herzschlag?«

Der Kassierer grinste. »Unsinn. Man hat ihn gekillt. Mit einer Axt den Schädel eingeschlagen.«

Sarah Goldwyn wurde ein wenig blaß um die Nase. »Oh, das wußte ich nicht.«

»Lesen Sie keine Zeitungen?«

»Wir kommen nicht von hier.«

»Ach so.«

Jane hatte mitgehört und fragte: »Hat man den Mörder denn gefunden?«

»Nein. Daran beißen sich die Bullen die Zähne aus. Und das im wahrsten Sinne des Wortes.«

»Wieso das denn?«

Der Kassierer lehnte sich zurück und machte es sich so bequem.

»Man geht nämlich davon aus, daß sich hier ein Vampir herumtreibt. Und er hat meinen Vorgänger getötet.«

»Mit einer Axt«, sagte Jane.

»So ist es.«

Sie beugte sich nach vorn und stützte ihre Handballen auf den kleinen Tisch. »Vampire töten nicht mit einer Axt. Die beißen und saugen Blut.«

Der Mann verzog das Gesicht. »Vielleicht wollte er auch auf Nummer Sicher gehen. Es stand jedenfalls was von Vampiren in der Zeitung.«

»Haben Sie den Artikel noch?«

»Zu Hause.«

Lady Sarah mischte sich ein. »Und Sie verspüren keine Angst, hier zu sitzen, Mister?«

»Nein. Ich habe vorgesorgt. Jeden Morgen esse ich Knoblauch. Da sollen die Vampire mal kommen.«

Die Horror-Oma lächelte. »Stimmt, die laufen weg, wenn Sie sie anhauchen.«

»Sag' ich doch.«

»Danke für Ihre Ausführungen, Mister. Wir werden uns die Bilder jetzt ansehen.«

»Aber bringen Sie starke Nerven mit. Da sind einige ganz schön schockig, wie mal ein Teenager sagte.«

»Uns kann nichts erschüttern«, behauptete Jane.

Wenig später hatten sie den ersten der drei Räume betreten. Die Bilder waren gut verteilt worden. Es begann mit den frühen Werken im ersten Raum, der zweite zeigte Bilder aus der mittleren Schaffensphase des Malers und der letzte die Werke, die kurz vor dessen Tod entstanden waren.

Die drei Räume gingen ineinander über. Verbunden waren sie durch Rundbogengänge.

Es herrschte eine fast andächtige Stille. Durch die neuen, großen Fenster fiel breit das trübe Tageslicht. Es herrschte eine fast andächtige Stille. Wer als Besucher kam, wollte diese Stille nicht stören und trat automatisch leiser auf.

Sarah Goldwyn und Jane Collins erging es nicht anders, auch sie dämpften ihre Schritte.

Die Bilder des Antonio Vargas hingen nur an der rechten Wand.

Zwischen den Gemälden befand sich eine genügend große Distanz, so daß man sich immer auf eins konzentrieren konnte. Sie waren die einzigen Besucher in diesem ersten Raum. Aus dem zweiten oder dritten hörten sie flüsternde Stimme. Dort diskutierten wohl Besucher über die einzelnen Motive.

Schon in seiner ersten Schaffensperiode hatte Antonio Vargas einen Hang zum Okkulten gehabt, vor allen Dingen zu düsteren Motiven. Dunkle Farben herrschten vor.

Er hatte sehr viele Moorlandschaften gezeichnet, über denen der Nebel lag und manchmal zu Figuren gedreht war, die wie Gespenster aussahen. Andere Bilder zeigten Küstenstriche, meist kahl und leer, beherrscht vom Strandhafer und tiefhängenden Wolken.

Lady Sarah hob die Schultern. »Der Mann muß eine düstere Psyche gehabt haben.«

»Das meine ich auch.«

Sie gingen weiter. Kurz vor Erreichen des zweiten Ausstellungsraumes änderten sich die Motive zwar nicht, aber die Farben wurden andere. Hin und wieder schimmerte durch die Düsternis der Pinselstriche ein helles Rot, als wäre ein fingerdicker Blutfaden verlaufen.

Auch Menschen erschienen. Fast alles sehr klein gemalt, die Gesichter waren nicht zu erkennen und verschwanden in den dunstigen Streifen, die sie umgaben.

»Gefällt dir etwas?« fragte Jane.

Lady Sarah hob die Schultern. »Bisher habe ich das Richtige noch nicht gefunden. Aber das kann sich ändern. Wir haben schließlich noch zwei Räume vor uns.«

»Viel besser werden sie bestimmt nicht.«

»Du klingst so traurig, Jane. Liegt es an den Motiven oder vielleicht am Wetter.«

»An keinem von beiden.«

»Woran dann?«

Jane hob die Schultern und schaute sich um. »Ich habe so ein komisches Gefühl, weißt du?«

»Nein.«

»Mir geht dieser Mord mit dem Beil nicht aus dem Kopf. Ich könnte fast glauben, daß er mit dieser Ausstellung hier zusammenhängt.«

»Das ist Spekulation. Oder hast du schon einen Beweis?«

»Nein, das nicht. Aber du weißt ja, meine Vergangenheit…«

»Rühren oder melden sich deine verschütteten Kräfte?«

»Möglich.«

Sarah Goldwyn schaute Jane Collins starr an. »Okay, laß uns weitergehen.«

»Klar.«

Kurz vor dem Durchgang zum zweiten Raum kam ihnen ein Besucherpärchen entgegen, dessen Stimmen sie schon vernommen hatten.

Bei ihnen war kaum zu unterscheiden, wer denn nun der Mann und wer die Frau war. Die dunklen Haare besaßen fast die gleiche Länge,

zudem trugen beide Winterjeans und auch die entsprechenden Jacken aus dem gleichen Stoff.
Erst als einer der beiden sein Haar zurückstrich, erkannten Jane und Sarah den dünnen Bart auf der Oberlippe des Knaben. Die Strähnen hingen auch noch wie Pinselfetzen an seinem Kinn herab.
Der Knabe begann zu lächeln. »Wollen Sie da hinein?«
»Deswegen sind wir hier«, sagte die Horror-Oma.
»Dann müssen Sie aber starke Nerven mitbringen«, entgegnete das Mädchen. Es hatte ein längliches Gesicht und eine weiße Haut.
Die Augen waren groß, die Pupillen klein. Sie fror. Wahrscheinlich stand sie unter Stoff.
»Wieso?«
»Die Bilder sind im Wahnsinn geboren«, flüsterte sie. »Ehrlich, im Wahnsinn. Besonders das eine im dritten Raum.«
»Er hat es als letztes in seinem Leben gezeichnet«, fügte der junge Mann hinzu.
Lady Sarah, immer neugierig, fragte: »Was sehen wir denn da?«
Der Knabe winkte ab. Seine Finger zeigte Farbkleckse. Bestimmt war auch er Maler. »Das müßt ihr euch schon selbst ansehen. Wir haben die Nase voll. Viel Spaß.«
Sie schlichen davon und hakten sich dabei unter. Es sah so aus, als würde der Junge das Mädchen ziehen.
»Dein Gefühl, Jane, was sagt es?« fragte Sarah Goldwyn.
»Ich weiß nicht.«
»Allmählich bin ich gespannt«, sagte Lady Sarah. »Komm, wir wollen der Sache mal genauer auf den Grund gehen.«
Wie immer zeigte sie eine Forschheit, die für die meisten Frauen ihres Alters atypisch war. Jane blieb einige Schritte zurück. Sie hörten das Paarnoch mit dem Kassierer reden. Danach waren nur ihre Schritte zu vernehmen.
Die zweite Schaffensperiode des spanischen Künstlers schloß im Prinzip an die erste an. Nur hatte er sich von den Landschaften ab-und den Selbstporträts zugewandt.
Vargas hatte Männer und Frauen auf Öl gebannt. All die Gesichter aber zeigten nie einen fröhlichen Ausdruck. Immer wieder war in ihnen der Schrecken zu lesen, den sie empfanden. Sie sahen aus, als hätten sie soeben etwas Furchtbares gesehen.
Jane schüttelte den Kopf. »Was muß nur im Kopf dieses Malers vorgegangen sein?« fragte sie leise.
»Vielleicht ist dort seine Seele hineingestiegen und hat sich im Hirn festgesetzt.«
»Meinst du?«
Lady Sarah lächelte. »Bestimmt gibt es eine wissenschaftliche Erklärung. Ich sehe es eben einfacher.« Sie ging einen Schritt nach

links. »Schau dir das Bild mal an. Es ist ein Selbstporträt von ihm. Da war er erst 25. Sieht aber aus wie 40.«

Jane gab ihr nickend recht. Das Gesicht des Malers spiegelte ebenfalls den Zustand seiner Seele wider. Es wirkte grau, aschig und gleichzeitig verzerrt. Nase, Kinn und Ohren schienen eingefroren zu sein. Und über allem lag ein düsterer Schatten, als würden Dunstfetzen vor ihm vorbeistreichen.

»Wo hat er dabei nur hingeschaut?« flüsterte Jane.

»In den Spiegel.«

»Das scheint mir auch so.«

Beide Frauen gingen weiter. Sie sahen sich jedes Bild an. Die Landschaft war zwar auf den Gemälden auch noch zu erkennen, aber sehr weit in den Hintergrund gerückt, so daß man als Betrachter auch keine Details ausmachen konnte.

Ein Bild faszinierte besonders. Es zeigte ein großes Feuer. Die Flammen schlugen dem Betrachter entgegen, und sie sahen so aus, als wären sie gespenstische Gestalten, die aus dem Rahmen springen wollten.

Das Gemälde hing dicht neben dem Durchgang zum dritten Raum, der kleiner war als die ersten beiden.

Hier hingen auch die wenigsten Bilder. An den Wänden fanden sich noch genügend leere Stellen.

Lady Sarah hatte sich neben dem Eingang aufgebaut und zwei Finger gegen ihr Kinn gelegt. »Hier also sollen wir es finden.« Sie drehte sich um. »Was können die nur gemeint haben.«

»Alle Bilder sind schrecklich.«

»Eben.«

Damit hatten die beiden Frauen ins Schwarze getroffen. Die Gemälde zeigten keine Landschaften mehr und auch keine Menschen, sondern einzig und allein Monstren.

Schlangenwesen oder krakenartige Geschöpfe, die aus der Tiefe der Erde drangen, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Krokodile mit weit aufgerissenen Mäulern, die über Friedhöfe schlichen und dabei waren, Gräber aufzureißen.

Langsam gingen die beiden Frauen an der Reihe der aufgehängten Gemälde entlang. Hatten sie das Bild, von dem gesprochen worden war, schon passiert?

Nein, es hing tatsächlich als letztes in der Reihe, und Sarah Goldwyn entdeckte es zuerst.

Sie blieb stehen und deutete nach vorn. »Da, Jane, schau es dir an!«

Die Augen der Detektivin weiteten sich. Sie bekam eine Gänsehaut, schüttelte den Kopf und flüsterte: »Das gibt es doch nicht.«

»Doch es ist wahr!«

Zwischen dem Rahmen und auf Leinwand hatte Antonio Vargas die

vier bekanntesten Gestalten der Horror-Literatur gemalt.
Der Vampir, der Werwolf, die Mumie und der künstliche Mensch.
Und sie alle starrten den Betrachter an, als würden sie leben und nur darauf warten, aus dem Rahmen springen zu können…

***

Lady Sarah Goldwyn stieß den Atem aus und wischte über ihre Stirn, auf der ein leichter Schweißfilm lag. »Das ist allerdings ungewöhnlich«, gab sie zu. »Woher konnte Vargas das wissen?«
»Was?« fragte Jane.
»Schau dir die Gestalten an. Dieser Vampir sieht aus wie der Schauspieler Christopher Lee. Das gleiche ist mit dem Frankenstein-Monster geschehen. Nur die Mumie und der Werwolf sehen so aus, wie man sie sich immer vorstellte. Trotzdem hat er sie zielgenau getroffen, denn später haben die Filmregisseure auch die Gestalten übernommen.«
»Du hast recht«, flüsterte Jane. »Außerdem sieht das Bild aus wie gerade gemalt.«
»Dabei ist es 1.00 Jahre alt.«
Jane hob die Schultern. »So echt, als würde der Vampir gleich aus dem Bild springen und versuchen, unser Blut zu saugen.«
»Vielleicht hat er das schon getan!«
»Wie?«
»Denk an diesen Mord, von dem der Kassierer erzählt hat.«
»Dann würde ja das Bild leben.«
»Weiß man es?« erwiderte Lady Sarah orakelhaft.
Jane wollte Gewißheit haben und trat noch einen Schritt näher an das Gemälde heran. So nah, daß ihr Atem über die dort abgebildeten Figuren hinwegstrich.
Sie wußte nicht, ob sie ihr Vorhaben in die Tat umsetzen sollte.
Bei Ausstellungen war es verboten, die Gegenstände anzufassen, aber hier mußte sie einfach dieses Verbot umgehen. Sehr vorsichtig hob sie den rechten Arm an und brachte ihre Fingerspitzen in die Nähe der gemalten Köpfe. Möglicherweise konnte sie fühlen, was sich dahinter verbarg, vielleicht bestand auch die Farbe aus bestimmten Zusammensetzungen, die dem Bild diese Wirkung gaben.
Ihre Finger strichen darüber hinweg. Sie fing bei dem Frankensteinkopf an, der sehr bleich gemalt war, doch links und rechts an der hohen Stirn rannen zwei Blutstreifen nach unten.
Sarah Goldwyn sagte kein Wort, auch Jane enthielt sich eines Kommentars. Sie konzentrierte sich voll und ganz auf ihre Aufgabe.
Die Fingerkuppen strichen über das Gesicht. Jane konnte nicht sagen, ob die Haut echt oder gemalt war. Jedenfalls sah sie wie echt aus, und sie tastete sich bis zu den Enden der Blutstreifen vor.

Erschreckt zog sie die Hände wieder zurück.
»Was hast du?« fragte die Horror-Oma.
Jane spreizte die Finger. Die Kuppen waren dort, wo sie die Streifen berührt hatte, blutig…

***

Keine der beiden sprach ein Wort.
Lady Sarah schaute auf das Blut, dann in Janes Gesicht und hob die Schultern. »Das gibt es doch nicht«, hauchte sie. »Verflixt, das ist nicht wahr.«
»Doch, das gibt es. Ich glaube auch daß es keine Farbe ist, sondern echtes Blut.«
Sarah Goldwyn nickte und schaute dann an Jane mit starrem Blick vorbei. »Wenn es tatsächlich echtes Blut ist – und alles spricht dafür –, wo kommt es dann her?«
»Ich weiß es nicht.«
»Von dem Monster?«
»Nein, aber ich denke an den Mord, der passierte. Ein Vampir soll ihn begangen haben…«
»Dann hätte er aus dem Bild steigen müssen.« Lady Sarah schlug gegen ihre Stirn.
»So ist es.«
»Und er wäre anschließend wieder zurückgekehrt. Das ist unglaublich, daß ich…«
»Auch unmöglich?« fragte Jane.
Sarah Goldwyn schaute sie an. Dann nickte sie. »Du hast recht, Jane, ja, du hast recht. Unmöglich ist es nicht. Dieses Bild ist mir nicht geheuer.«
»Mehr noch«, sagte Jane. »Es ist sogar gefährlich, wenn nicht tödlich, meine Liebe.«
Sarah Goldwyn sagte zunächst nichts, fragte aber dann: »Wie kommst du darauf?«
»Ich spüre es.«
»Dein Gefühl, Jane?«
Sie nickte. »Ja, mein Gefühl. Es ist einfach da und läßt sich nicht verdrängen. Ich sage dir, dieses Bild ist nicht normal.« Jane ging wieder einen Schritt zurück und wedelte mit beiden Händen. »Es strahlt eine Beklemmung aus, nein, das ist Horror. Ja, das ist ein Horror-Gemälde.« Jetzt spreizte sie die Hände, als wollte sie damit jemand abwehren. »Magisch aufgeladen, und es wartet nur darauf, sich entfalten zu können.« Jane verengte die Augen zu Schlitzen. Sie sah aus wie jemand, der irgendwelchen geisterhaften Stimmen lauscht. »Ich bin auch davon überzeugt, daß es mit dem Mord an diesem Kassierer zu tun hat.«

»Und wie?«
»Wenn ich das wüßte. Vielleicht lebt es tatsächlich.«
»Man müßte es herausfinden«, sinnierte die Horror-Oma.
»Und wie?«
»Wir könnten versuchen, es zu zerstören.«
Jane erstarrte. »Nein, das kann doch nicht dein Ernst sein. Wir bekämen einen sagenhaften Ärger.«
»Aber der ist besser zu verkraften als weitere Morde. Solltest du mit deiner Theorie recht haben, ist das Bild ein magisches und gleichzeitig gefährliches Phänomen, das wir auf keinen Fall unterschätzen sollten.«
»Das tun wir auch nicht.«
»Kannst du nicht noch stärker mit dem Gemälde in Verbindung treten?« fragte die Horror-Oma.
»Nein, auch meine Kräfte sind begrenzt. Zudem habe ich hier trotz allem nicht die richtige Ruhe, um mich auf das Gemälde konzentrieren zu können.«
»Ja, das stimmt auch.« Sarah Goldwyn legte die Stirn in Falten.
»Sag mal, was haben wir eigentlich zu verlieren?«
»Eigentlich nichts, aber wie meinst du das?«
Sarah Goldwyn lächelte. »Dann würde ich doch vorschlagen, daß wir noch einmal hierher zurückkehren, und zwar in der Nacht. Solltest du recht haben und das Bild ist tatsächlich magisch geladen, und sollte sich eines der Monstren für den Mord verantwortlich zeigen, wäre es nur logisch, daß dies in der Dunkelheit geschehen ist. Dämonen sind Geschöpfe der Nacht. Vielleicht passiert etwas.«
»Aber auch nur vielleicht.«
»Das ist mir das Risiko wert.«
Jane Collins kannte den Willen der alten Dame. Was die sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte sie auch durch. Da ließ sie sich durch nichts beirren.
Ergeben hob Jane deshalb die Schultern und fragte: »Wo sollen wir denn die Zeit verbringen?«
»Mal sehen. Zur Not im Auto. Warm genug sind wir ja angezogen. Zu essen werden wir auch etwas bekommen.« Sie schlug Jane auf die Schulter. »Komm jetzt, Kind.«
Einen letzten Blick warfen die beiden Frauen noch auf das Bild, bevor sie sich zurückzogen. Auch aus etwas weiterer Distanz betrachtet, hatte das Gemälde von seiner Schrecklichkeit nichts verloren. Jane hatte sogar das Gefühl, als würde ihr der Vampir zuwinken und dabei noch grausam lächeln.
Der Kassierer war noch da. Er hatte seine Utensilien bereits weggepackt und war dabei, auch den Tisch an die Wand zu stellen. Als er die Schritte hörte, drehte er sich um. »Ich mache Feierabend. Es kommt sowieso niemand mehr. Am Wochenende herrscht hier mehr

Betrieb, das können Sie mir glauben. Sie sind die letzten Besucher.«
Er lachte leise. »Haben Sie das Päarchen gesehen, die komischen Langhaarigen? Die waren ganz schön geschockt, als sie hier ankamen. Wie ist es mit Ihnen? Haben Sie sich alle Bilder angeschaut?«
»Ja«, sagte Sarah Goldwyn.
»Und?«
»Manche sind beeindruckend.«
Der Mann grinste. »Das ist gut. So etwas hat noch nie jemand gesagt. Die meisten haben nämlich Angst bekommen. Vor allen Dingen vor dem letzten Bild, das mit den Monstren.«
»Wie gefällt es Ihnen denn?« fragte Jane.
Der Kassierer bückte sich und hob eine alte Aktentasche auf. Das Leder besaß schon keine Grundfarbe mehr. »Nun«, meinte er und holte einen Schlüssel aus der Tasche. »Das ist alles so eine Sache, wissen Sie. Ich habe mich mittlerweile daran gewöhnt. Aber es war schon ein Hammer, das kann ich Ihnen flüstern.«
»Manchmal sehen die Figuren aus, als würden sie leben.«
Der Kassierer starrte Jane an. »Ja«, bestätigte er. »Das ist es. Ich habe ebenfalls das Gefühl gehabt.«
»Und weiter?«
Er verzog den Mund. »Nichts weiter. So etwas gibt es zum Glück nicht.« Er drehte sich um. »So, meine Damen, ich mache jetzt Schluß. Sie können ja noch einmal zurückkehren, wenn Sie die Bilder wieder sehen wollen.«
»Das werden wir wohl auch«, sagte Lady Sarah.
»Ach nee. Dann wären Sie die einzigen, die sich die Bilder zweimal ansehen.«
»Kaufen kann man sie auch?«
»Ich glaube ja. Aber wer kauft die…?« Der Kassierer verschluckte sich an den eigenen Worten. »Wenn Sie unbedingt wollen, müssen Sir mir das sagen.«
»Wir überlegen es uns noch.«
»Das sollten Sie wirklich.«
Es war noch etwas dunstiger geworden, als die drei das Haus verließen.
Lady Sarah hatte noch eine Frage. »Ist es weit bis zum nächsten Ort?«
»Nein. Drei bis vier Meilen. Ich fahre die Strecke mit dem Rad. Außerdem wohne ich dort.«
»Kann man sich dort auch einquartieren?«
»In drei Gasthöfen.«
»Danke.«
Jane war schon vorgegangen und hatte den Honda aufgeschlossen. Bevor Lady Sarah einstieg, warf sie noch einen Blick auf den Seitentrakt des Schlosses. »Hier war ich bestimmt nicht zum

letztenmal, Jane. Das kannst du mir glauben.«

***

Wir waren hinter dem gelben Raubtier auf vier Rädern hergerollt und hatten schließlich das Haus nahe des Schlosses erreicht. Die Lesters wohnten zwar nicht so repräsentativ wie in einem Schloß, aber ihr Heim konnte sich auch sehen lassen. Mit viel Holz und Glas war es gebaut worden. Es versteckte sich von der Straße her gesehen hinter einem Waldstück, war aber zum Süden hin offen, damit viel Licht in das Atelier des Malers fallen konnte.

Wenn er malte, besaß er einen freien Blick über das Land, denn durch das Glas fiel das Licht fächerartig.

Vor der Garage parkte noch ein Geländewagen. Harriet fuhr den Jaguar nicht in die Garage und stellte ihn neben dem Zweitwagen ab. Auch wir parkten den Rover da.

»Hier wohnen wir also«, sagte sie, als wir aufeinander zugingen.

Ich nickte. »Schön haben Sie es hier.«

»Und einsam.«

»Sie sagen das so seltsam, Mrs. Lester. Stört Sie etwas an dieser Einsamkeit?«

»Ja, einiges. Es gibt dort keine Menschen, mit denen man mal eben reden kann. Wir sind hier allein.«

»Und die Bewohner des Schlosses?«

»Lassen sich dort kaum blicken. Ich weiß überhaupt nicht, wer von den Highmores dort noch wohnt. Ein paarmal haben wir uns gesehen, auch miteinander gesprochen, aber Sie wissen ja, wie das ist. Wenn Maler und sehr Konservative aufeinandertreffen, finden sie oft genug keine gemeinsame Gesprächsbasis. Ich könnte mir vorstellen, daß es mir bei den Highmores auch so ging.«

»Ja, das kann sein.«

Wir schritten auf die Haustür zu. Auffallend war die rote Plastik links des Weges. Sie sah aus wie ein Diskuswerfer, der vom Fleisch gefallen war.

Harriet hatte meinen Blick bemerkt und lachte leise. »Diese Plastik hat uns ein Freund geschenkt. Wenn wir Besuch bekommen, wird sie immer groß bestaunt.«

»Was stellt sie dar?«

»Weiß ich auch nicht.«

Wenig später schloß sie die weiße Tür auf. Schon beim Eintreten erkannten wir, daß hier ein Architekt am Werke gewesen war, der etwas von seinem Handwerk verstand. Nur wenige Wände zerteilten das Innere. Dafür sahen wir freie Holztreppen und Räume, die ineinander übergingen. So war auch die Küche voll integriert worden. Eine Wendeltreppe führte in die Kellerräume, eine andere in die

oberen Etagen.

In der Diele hängten wir unsere Jacken an einen Drehständer.

Harriet rief nach ihrem Mann.

»Kommst du, Godfrey? Ich habe Besuch mitgebracht.«

Ihr Gatte antwortete nicht. Wir hatten abgesprochen, unseren Beruf nicht zu erwähnen. Harriet wollte uns als Fans ihres Mannes vorstellen. Ich hoffte, daß uns die kleine Lüge gelang.

Seine Werke hingen, soweit Platz vorhanden war. Bilder, die meinen Geschmack nicht gerade trafen. Sie waren mir einfach zu grell bunt und dabei sehr abstrakt.

Das größte Gemälde zeigte ein Porträt von Harriet. Man mußte schon einige Male hinschauen, um sie zu erkennen.

»Ich weiß nicht, wo er steckt«, sagte sie ein wenig beunruhigt.

»Bitte, nehmen Sie doch Platz. Ich kann Ihnen auch etwas anbieten. Wollen Sie Whisky…?«

»Nichts von dem.« Ich winkte ab.

Im Wohnraum herrschten moderne Möbel vor. Sehr viel Weiß sah ich. Italienische Möbel-Designer hatten Pate gestanden. Originelle Sessel standen dort in einer bewußten Unordnung. Aber die kleinen Tische und Lampen zeigten eine hellrote Farbe, so daß auch für bunte Inseln gesorgt worden war.

Ich ließ mich in einem Sessel nieder, der aussah wie eine verkehrt aufgestellte Zeltplane. Durch ein raffiniert angebrachtes Gestänge wurde der helle Stoff gehalten, und ich mußte zugeben, daß ich recht bequem darin saß.

Auch Suko hockte auf einem ähnlichen Gerät. Seinem Gesicht war anzusehen, daß er sich nicht gerade wohl fühlte. Einen Kommentar gaben wir nicht ab.

Wir hörten Harriet die Treppe hinaufgehen. Ihre Tritte hallten als Echo zu uns hinab. Oben rief sie wieder nach ihrem Mann, ohne allerdings eine Antwort zu bekommen.

»Der ist wohl nicht da!« murmelte Suko.

»Das hoffe ich.«

»Wieso? Hast du einen anderen Gedanken?«

Ich hob die Schultern. »In diesem Fall weiß ich nicht mehr, was ich noch denken soll. Mir ist das alles sehr suspekt, obwohl eigentlich noch nichts passiert ist.«

Harriet Lester kam wieder zurück. Sie strich durch ihr Haar. Eine ratlose Geste. »Tut mir leid, Gentlemen, aber er ist nicht im Haus.«

»Wo kann er sein?« fragte ich.

Sie nahm sich etwas zu trinken. Martini und Wodka mixte sie und rührte das Getränk gedankenverloren um. »Ich weiß es nicht«, erklärte sie, trank, nahm Platz und stellte das Glas ab. »Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen.«

»Kommt es öfter vor, daß Ihr Mann nicht im Haus ist?«

»Ja, er ist dann auf Motivsuche, wie er immer sagt. Diesmal hatte ich ihn gebeten, auf mich zu warten. Es wundert mich, daß er es nicht getan hat. Das muß einen Grund haben.« Sie schaute uns so an, als könnten wir ihr das Motiv nennen.

»Dann warten wir eben«, meinte Suko.

»Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«

Harriet berichtete von ihrem Mann und ihrer Ehe. Sie waren zehn Jahre miteinander verheiratet. Es hatte Hochs und Tiefs in der Zeit gegeben, viele Stürme, denn ihr Mann war ein sehr emotionaler Mensch, der zahlreiche Hochs, aber ebenso viele Tiefs hatte und bei diesen in schreckliche Depressionen verfiel. Besonders in letzter Zeit hatten diese stark zugenommen.

»Eben seit dieser Ausstellung«, sagte Harriet.

»Hat Ihr Mann sie sich angesehen?«

»Nein, er wollte nicht.«

»Weshalb?«

»Ich habe ihn nur einmal danach gefragt. Da hat er mich angebrüllt und fast einen Tobsuchtsanfall bekommen. Ich werde ihn deshalb danach nicht mehr fragen.«

»Aber wir müssen hin«, sagte Suko.

»Wieso?«

»Wenn der veränderte Zustand Ihres Mannes tatsächlich mit der Ausstellung in einem Zusammenhang stehen sollte, müßten wir dort das Motiv finden.«

»Das ist aber gewagt!« staunte Harriet.

Suko lächelte. »Wir sind dafür bekannt, daß unsere Fälle immer sehr spekulativ sind.«

»Das hörte ich.« Harriet trank einen Schluck. Sie wurde immer nervöser, während sich vor dem Haus der Dunst verdichtete. Wir konnten in einen winterlichen Garten schauen. Die Gartenmöbel standen noch dort. Sie waren durch entsprechende Planen abgedeckt worden.

Noch etwas dunkler als der Dunst präsentierte sich der Novemberhimmel. Die geschlossene Wolkendecke schien weder einen Anfang noch ein Ende zu besitzen. Müde trudelten Blätter zu Boden und blieben auf dem Gras liegen.

Harriet hielt es nicht mehr aus. Sie stand auf und ging zum Fenster. Es reichte bis zum Boden. Sie hauchte gegen die Scheibe, als sie sprach. »Ich habe schon überlegt, das Haus zu verkaufen und wieder nach London zu ziehen. Da ist mehr los, da kann sich Godfrey ablenken. Hier wird man im Herbst trübsinnig, wenn man zu oft allein ist. Was denken Sie?« Harriet trat auf den halbrunden Kamin aus weißen Steinen zu und ließ sich auf dem breiten Rand nieder.

»Das ist Ihre Entscheidung«, erwiderte ich.
»Leider.«
»Und was sagt Ihr Mann dazu?«
»Ich habe mich bisher nicht getraut, dieses Thema überhaupt anzusprechen. Nicht, wenn er diese Depressionen hat. Da ist kaum mit ihm zu reden. Hinzu kommt noch die Angst. Er glaubt, nicht mehr er zu sein, sondern ein anderer Mensch.«
»Das geht schlecht.«
»Sie haben recht, Suko, aber es ist so. Er spürt in sich etwas Fremdes, das ihn völlig durcheinanderbringt.«
Mein Freund wollte noch etwas fragen, aber Harriet sprang plötzlich von ihrem Platz hoch. Sie hatte etwas gehört und schaute starr zur Haustür. »Ich glaube, daß er gekommen ist.«
»Wirklich?«
Sie gab Suko keine Antwort mehr und lief zur Haustür. Mein Freund und ich standen auf, als wir hörten, daß jemand die Tür aufschloß und Harriet mit erleichtert klingender Stimme sagte: »Endlich bist du das, Godfrey.«
»Ja.«
»Er scheint keine gute Laune zu haben«, bemerkte Suko.
»Sieht mir auch so aus.«
»Wir haben Besuch, Godfrey.«
»Wen?«
»Zwei Männer aus London. Sie wollen sich deine Bilder anschauen und vielleicht etwas kaufen.«
»Sie sollen verschwinden.«
»Bitte, sei vernünftig. Rede doch erst einmal mit ihnen.«
»Das will ich nicht.«
»Dann begrüße sie wenigstens.«
»Das werde ich auch nicht. Ich bin nur gekommen, um etwas zu trinken. Ich werde danach wieder gehen.«
Trotz dieser harten Worte näherte er sich dem Wohnraum. Er kam an, sah uns, blieb stehen und sagte einen Begrüßungssatz, der auch recht selten war. »Verlassen Sie mein Haus.«
Ich schaute ihn an. Er trug eine getönte Brille. Sein Haar war grau und lang, so daß wir die Ohren nicht mehr sahen. Die Haut wirkte welk, obwohl sie noch ein wenig von der Bräune des Sommers zeigte. Er trug Cordhosen, Stiefel und eine sehr teure, weit geschnittene Jacke aus braunem Schweinsleder.
Trotz seiner unhöflichen Antwort stellten wir uns vor.
Unwirsch winkte er ab. »Was sind schon Namen? Und verkaufen will ich auch nichts.«
»Gut, wir wollen auch nichts kaufen.« Ich hatte mich entschlossen, die Katze aus dem Sack zu lassen.

Der Maler war schon auf dem Weg zur Bar, als er plötzlich stehenblieb. »Wieso nicht?«

»Wir sind keine Käufer oder Fans von Ihnen, sondern Polizisten, Mr. Lester.«

Godfrey schluckte. Er ballte seine Hände zu Fäusten. Die Wangen röteten sich, zuckten. »Na und?«

»Es geht um Mord!«

»Den ich begangen haben soll?«

»Aber Godfrey, nun rede doch keinen Unsinn«, mischte sich Harriet ein. »So ist das nicht.«

»Was wollen die dann von mir, verdammt?« schrie er.

»Vielleicht können Sie uns helfen, diese Tat aufzuklären«, sagte ich. »Es wäre gut, wenn Sie sich kooperativ zeigten.«

»Gehen Sie.«

»Was haben wir Ihnen getan?« fragte Suko.

»Ich will Sie nicht mehr sehen, verdammt. Ich habe mit dem Mord nichts zu tun, und ich werde ebenfalls gehen.« Er nahm die Brille ab.

Unter seinen Augen klebten dunkle Schatten. Der Blick war müde und gleichzeitig ängstlich. Irgend etwas mußte den Mann schrecklich aufgewühlt haben.

»Wo wollen Sie denn hin?« erkundigte ich mich.

»Das geht Sie einen Dreck an!« Hastig setzte er die Brille wieder auf, als hätte er Angst davor, sich etwas vergeben zu haben.

Harriet mischte sich ein. »Bitte, Godfrey, du kannst doch fremde Menschen nicht wie Aussätzige behandeln. Das gehört sich nicht. Denke mal nach.«

»Ich habe die beiden Bullen nicht eingeladen und werde sie so behandeln, wie ich es will. Verstanden?«

»Ja, schon gut.«

Er räusperte sich. »Wenn du es genau wissen willst. Ich gehe ins Schloß und sehe mir die Bilder an.«

Seine Frau war überrascht. »Ins Schloß?«

»Ja.«

»Und dann?«

Er schaute sie starr an. Es sah so aus, als wollte er etwas erwidern, doch sein Mund klappte wieder zu. Im gleichen Moment noch verzerrte er sich ebenso wie das Gesicht. Er preßte die Hand gegen seine linke Brustseite und kippte zur Seite. Ein Sessel fing ihn auf.

»Nein!« keuchte er rauh und abgehackt. »Nein, verdammt, nein. Nicht schon wieder. Ich werde noch wahnsinnig.«

»Godfrey!« schrie Harriet.

Ihr Mann hörte nicht. Er hatte die Beine dicht zusammengelegt und bäumte sich auf. »Sie sind da«, schrie er. »Ich kann nicht dagegen an. Es sitzt in mir. Sie werden mich töten.«

Suko und ich liefen auf ihn zu. »Wer, Mr. Lester, ist bei Ihnen? Wer will Sie töten?«
»Der andere.«
»Welcher andere?«
Er drehte sich im Sessel und wandte uns den Rücken zu. Es sah so aus, als wollte er in das Leder beißen.
Harriet schaute uns ängstlich an.
»So schlimm war es noch nie!« flüsterte sie.
»Es muß etwas passiert sein.«
»Aber was?«
»Er ist da!« brüllte der Maler plötzlich. »Es sitzt in mir. Ich bin nicht mehr ich.« Plötzlich schnellte er hoch. Er stieß seine Arme vor und schleuderte uns zur Seite.
Dann rannte er zur Tür.
»Godfrey!« schrie Harriet ihm nach.
Der Maler hörte nicht. Wir vernahmen seine trampelnden Schritte, dann das Zuschlagen der Tür.
Danach war es still.
Nur Harriet atmete lautstark und flüsterte: »Wenn ich nur wüßte, was in ihn gefahren ist.« Sie schaute uns bittend an. »Können Sie mir das nicht sagen?«
»Noch nicht«, erwiderte ich…

***

Die drei Ausstellungsräume lagen eingebettet in einer völligen Stille.
Nichts störte die Ruhe mehr. Kein Schritt, kein Atmen, kein Hüsteln, es war ruhig zwischen den Mauern.
Und doch gab es Leben!
Im letzten Raum tat sich etwas. Draußen war es noch nicht völlig dunkel, aber wegen des Nebels drang auch nicht zuviel Helligkeit in den Raum. Ein Beobachter hätte es schwer gehabt, etwas Genaues zu erkennen.
Dabei wäre er Zeuge eines unheimliches Vorgangs geworden, denn das Bild, das die vier Monstren zeigte, bewegte sich plötzlich.
Der Werwolf und die Mumie hoben ihre Schultern an, als wären sie aus einer langen Starre endlich erwacht.
Auch der künstliche Mensch bewegte sich. Er drückte seinen Kopf vor, so daß es aussah, als würde er nicken.
Und der Vampir über ihm schob sich in die Höhe. Sein Kopf schien zu wachsen, der Mund zog sich in die Breite, als wäre er aus Gummi, und seine Gestalt wuchs plötzlich über das Bild hinaus, wobei er zunächst die linke Schulter vorschob, seine Hand aus dem Bild führte, die den Griff eines altertümlichen Richtbeils umklammert hielt. Die Schneide zeigte eine rostbraune Schicht.

Sie sah aus wie Blut…

Und der Vampir war es auch, der als erster aus dem Bild kletterte.

Sein Gesicht zeigte eine kalkige Blässe, die Pupillen erinnerten an dunkle Knöpfe, die langen Zähne wuchsen leicht gebogen aus dem Oberkiefer. Sie standen vor, zuckten, als wären sie kleine Dolche, die jemand bewegte.

Plötzlich stand er neben dem Bild. Seinen rechten Arm schwang er wie ein Pendel, als wollte er gerade ihn, der durch die Axt verlängert wurde, besonders beweglich machen. Er hatte den drei anderen Monstren den Rücken zugedreht und sah deshalb nicht, daß auch sie das Bild verließen.

Der Werwolf machte den Anfang. Aus dem Stand sprang er hoch.

Ein Schatten schien von der Leinwand zu huschen, einen Augenblick später stand er neben dem Blutsauger mit der Axt.

Als dritter folgte die Mumie. Sie wuchs immer mehr, als sie das Gemälde verließ und war schließlich größer als ein normaler Mensch. Breit und wuchtig blieb sie stehen, eingewickelt in gelbbraune Binden, die nur in Augenhöhe aufgerissen waren. Die grauen Kugeln glotzten wie starre Murmeln.

Als letzter kam der künstliche Mensch. Ein nacktes, geschlechtsloses, grauweißes Geschöpf mit einem eckigen Schädel, der sich in der oberen Hälfte noch verbreiterte.

Das viermalige Grauen war perfekt!

Der Vampir drehte sich um. Seine gefühllosen Blicke glitten über die struppige Gestalt des Werwolfs, dessen Fell so dicht wie ein Pelz wuchs. Allmählich trat auch in dessen Augen ein kaltes Blinken. Ein Zeichen, daß er bereit war, den blutigen Weg zu gehen.

Sie konnten nicht reden, aber sie wußten genau, was sie zu tun hatten. Schon einmal war der Vampir aus dem Bild gestiegen. Da hatte er einen Zeugen töten müssen.

Jetzt war niemand mehr da. Kein Kassierer traute sich noch, bei Einbruch der Dunkelheit im Schloßtrakt zu bleiben. Er gehörte jetzt den vier Monstren.

Die bildeten ein Quartett des Schreckens, einen Monster-Club, und sie gingen dorthin, wo sich der Ausgang befand.

Vorbei an den Bildern schlichen sie wie lebendig gewordene Schatten. Ihr Sinnen und Trachten stand danach, den zu suchen und zu finden, den sie töten mußten.

Nicht nur einmal, sondern immer wieder.

Das war ihr Fluch.

Der Vampir hatte die Führung übernommen. Bei jedem Schritt schwang das lange Richtbeil mit. Er hatte den Griff in der Mitte umfassen müssen, sonst wäre die Klinge über den Boden gescheuert.

Die Bilder schaute sich niemand an. Sie warfen auch keinen Blick

durch die Scheiben, hinter denen der Dunst lautlos über den Boden trieb. Nur das Tappen ihrer Füße war zu vernehmen.

Die Mumie und der künstliche Mensch bildeten den Schluß. Sie schritten nebeneinander her. Manchmal berührten sie sich auch, weil sie schwankten. Dann sah es so aus, als wollte einer den anderen umstoßen, aber sie hielten sich auf den Beinen.

Das Quartett der Hölle durchquerte auch den ersten Raum, dann die kleine Halle, in der nicht einmal die Notbeleuchtung brannte, aber sie konnten auch im Dämmer sehen.

Vor der breiten Tür blieben sie stehen. Wieder hatte sich der Blutsauger als erster aufgebaut. Mit der freien Hand rüttelte er an der Klinke. Vergeblich. Jemand hatte sie abgeschlossen.

Dann hob er seinen rechten Arm. Weit holte er aus, um die Axt dabei im Halbkreis zu schwingen. Dabei starrte er auf das Schloß dicht unter der Klinke.

Mit dem ersten Schlag schon hätte er es fast zertrümmert. Er riß einen breiten Spalt in das Holz der Tür. Späne flogen ihm entgegen, aber er mußte noch einmal zuschlagen, um das Hindernis aus dem Weg zu räumen.

Kühle Frühabendluft drang den Monstren entgegen. Hinzu kam der feuchte Dunst, der die vier wie Tücher umwehte und ihnen gleichzeitig eine genügende Deckung gab.

Auch jetzt verließ der Blutsauger als erster den Trakt. Er drehte den Kopf und sah zum Hauptgebäude hin.

Dort waren nur drei Fenster erhellt. Sie lagen nebeneinander und wirkten wie die viereckigen Riesenperlen einer erleuchteten Kette, deren Enden ansonsten in der Finsternis verschwanden.

Da gab es Menschen.

Vielleicht war das eine spätere Beute für sie. Zunächst galt es, den Plan durchzuführen, und der war furchtbar genug.

Sie mußten ihn finden, und deshalb teilten sie sich auch auf. Ein jeder ging in eine andere Richtung davon.

Eigentlich konnte er nicht mehr entkommen…

***

Harriet stand vor uns. Sie sah aus, als wollte sie uns in die Gesichter schlagen. Statt dessen ballte sie die Hände zu Fäusten, senkte dann den Blick und schüttelte den Kopf. »Weshalb haben Sie Godfrey nicht aufgehalten?«

»Was wäre für ein Grund vorhanden gewesen?« fragte Suko.

»Grund, Grund!« schrie sie. »Sie haben doch gesehen, daß er durcheinander war. Er ist weggelaufen, er hat das Haus verlassen…«

»Was nichts Unrechtes ist.«

Harriet schwieg. »Nein, eigentlich nicht, da haben Sie recht. Aber es

tut mir leid, wenn ich da anders denke. Sie kennen meinen Mann nicht. Er hat sich so schrecklich verändert, und ich weiß, daß er in sein Verderben laufen wird. Denken Sie immer daran, daß ein Killer in der Gegend umherschleicht. Ein Opfer hat es schon gegeben. Er wird sich auch ein zweites oder drittes holen. Ich möchte nicht, daß sich mein Mann darunter befindet.«

Ich mischte mich ein. »Welchen Grund soll es denn geben, Ihren Mann einfach zu töten?«

»Nur so.«

»Nein, das nehme ich Ihnen nicht ab, Mrs. Lester. Auch dämonische Wesen haben ein Motiv.«

»Dämonische Wesen?« wiederholte sie leise.

»Ja.«

Sie ging wieder einen Schritt zurück. »Ich begreife das nicht…«

»Denken Sie an den Mord. An die Bißstellen.«

Harriet faßte sich an den Hals.

»Ja«, sagte Suko. »So ist es. Vampire saugen das Blut der Menschen am Hals aus.«

»Dann könnte auch mein Mann auf diese Art und Weise von ihm getötet werden.«

»Das wollen wir einmal dahingestellt sein lassen«, sagte ich. »Wir haben noch immer nicht über das Motiv gesprochen. Weshalb sollte Ihr Mann von diesen Wesen umgebracht werden?«

Mrs. Lester setzte zweimal an, um die Antwort formulieren zu können. »Weil er sich doch so verändert hat.«

»Ist das ein Motiv?«

»Ich weiß sonst keines.« Sie schüttelte den Kopf, nahm ihr Glas und leerte es.

»Hat er nie mit Ihnen über seine Probleme gesprochen, Mrs. Lester?«

»Nein, nie. Er war stets auf dieses andere fixiert, daß angeblich Besitz von ihm ergriffen hat. Verstehen Sie das?«

»Sicher.«

Sie fuhr herum. »Aber Sie können mir nicht sagen, was dieses andere ist – oder?«

»Nein!«

»Da, Sie sind auch hilflos.«

Suko mischte sich ein. »Es kann natürlich eine andere Macht gewesen sein«, sagte er. »Eine Kraft aus dem Unsichtbaren, die sich herangeschlichen hat, um Ihren Mann zu besitzen. Einen Grund allerdings kann ich mir da nicht denken.«

»Und ich auch nicht.«

»Belassen wir es dabei. Sie können sich also nicht vorstellen, wo Ihr Mann hingelaufen ist?«

»Nein.«

»Ich denke an das Schloß, wo die Ausstellung stattfindet. Kann er dort sein?«

Harriet schüttelte den Kopf. Ihre Haarmähne zitterte dabei mit.

»Nein, Mr. Sinclair. Er wollte nie in diese Ausstellung. Im Gegenteil, er hat sich davor gefürchtet.«

»Und hat sich deshalb so verändert.«

»Meinen Sie wirklich?« fragte sie nach kurzem Überlegen. »Aber wie kann ihn eine Ausstellung, die er nie gesehen hat, so verändern?«

»Das müßten wir herausfinden.«

»Und wie?«

»Indem wir uns die Bilder einmal anschauen«, sagte Suko.

»Da kommen Sie zu spät. Die Türen sind längst verschlossen. Wir hätten sofort hinfahren müssen.«

»Es gibt zwar Hindernisse, Mrs. Lester, aber die sind für uns keine. Wir werden auch so hineinkommen.«

»Einbrechen?«

»So kraß würde ich das nicht nennen.«

»Ja«, sagte sie leise. »Ich kann Ihnen da keine Vorschriften machen. Schließlich habe ich Sie hergeholt. Aber ich möchte Sie fragen, ob ich mit zum Schloß muß?«

»Wollen Sie?«

Sie verzog den Mund. »Eigentlich nicht. Ich habe gehört, daß dort Bilder aufgehängt wurden, die schreckliche und sehr düstere Motive zeigen. Ganz anders als die, die mein Mann malt.«

»Woher wissen Sie das denn?«

»Ich sprach mit Leuten, die in der Ausstellung waren. Sie kamen nie mit fröhlichen Gesichtern heraus. Die meisten hatten sich gefürchtet. Ich glaube, sie waren froh darüber, sie so schnell wie möglich verlassen zu haben. Dieser Antonio Vargas muß fürchterlich gewesen sein. Meine Güte, was hat dieser Mann wohl für ein Leben hinter sich?«

»Vielleicht reagierte er auch so wie Ihr Gatte«, sagte Suko.

»Nein!« Die Antwort klang spontan. »Godfrey ist nicht geisteskrank, aber Vargas muß es gewesen sein, wenn ich da an seine Bilder denke.«

»Möglicherweise hat er sie sich heimlich angesehen«, vermutete der Inspektor.

Mrs. Lester war dagegen. »Das hätte ich bemerkt.«

»Hat Ihr Mann Ihnen immer alles gesagt?« fragte ich.

»So etwas schon.«

Wir kamen gegen diese Frau nicht an. Sie wollte einfach nicht klar und nüchtern denken. Das war schade.

Mir fiel ein, was auf dem Zettel gestanden hatte. Der Vampir mit der Axt hat wieder zugeschlagen. Dabei stolperte ich über das Wort wieder.

Es mußte also schon einen ähnlichen Mord gegeben haben. Oder den gleichen. Wo, wann und wie, das hatten wir leider nicht herausfinden können.

Ich sprach Harriet darauf an. Sie hob nur die Schultern. »Nein, ich kann mich an so etwas nicht erinnern. In dieser Gegend ist es eigentlich immer ruhig gewesen.«

»Das braucht nicht unbedingt hier gewesen zu sein.«

»Trotzdem.«

Ich holte tief Luft. »Also gut, Mrs. Lester, mein Kollege und ich werden uns die Ausstellung einmal ansehen. Wir kommen dann zu Ihnen zurück und suchen Ihren Mann gemeinsam.«

»Vielleicht ist er dann schon hier. Es kann sein, daß er das Haus beobachtet und wartet, daß Sie es verlassen.«

»Ja, möglich. Ist es weit bis zum Schloß?«

»Nein, mit dem Wagen nur einige Minuten. Ich erkläre Ihnen den Weg.«

Suko und ich hörten zu. Harriet blieb vor der offenen Tür stehen.

Sie trat erst wieder zurück ins Haus, als wir anrollten.

»Was hältst du von der Sache?« fragte Suko.

»Bisher ist alles schwammig.«

Suko warf einen letzten Blick zum Haus zurück. »Es steht ziemlich offen«, sagte er. »Irgendwie habe ich Angst um die Frau. Jeder kann hineinschauen. Viel Glas kann manchmal schlecht sein.«

»Denkst du an den Vampir?«

»Auch.«

Wir fuhren über einen schmalen Weg, der in einen breiteren mündete. Rechts ging es ab zum Schloß. An dieser Seite stand auch der inzwischen licht gewordene Wald. Der graue Nebel trieb hindurch und schien sich am Humus festgekrallt zu haben.

Mittlerweile war es früher Abend geworden. Die Dämmerung hatte den Tag längst abgelöst. Viel dunkler war es auch nicht geworden. Unser Scheinwerferpaar glotzte in den Nebel hinein. Mehr sahen wir trotzdem nicht. Wir ahnten die Auffahrt zum Schloß, umrundeten Rondells und hielten uns an die Beschreibungen der Frau.

Im Haupttrakt leuchtete hinter einigen Fenstern mattes Licht. Wir rollten daran vorbei und fuhren auf den linken Seitentrakt zu, wo die Ausstellung stattfand.

Neben dem Eingang stellten wir den Rover ab. Stille umgab uns.

Der Nebel schluckte die Geräusche und dämpfte unsere Stimmen zu einem Flüstern. Suko ging bereits auf die portalartige Tür zu und blieb so plötzlich stehen, daß ich aufmerksam wurde.

»Was hast du?«

»Schau dir mal die Tür an, John.« Suko hatte seine Lampe hervorgeholt und leuchtete gegen das Schloß.

Es war aufgebrochen worden. Das Holz in seiner unmittelbaren Umgebung war zersplittert. Ein wuchtiger Gegenstand mußte es so aufgerissen haben.

Wir konnten die Tür ohne Mühen aufziehen und schauten in die düstere Halle hinein.

Es blieb ruhig. Auch wir beide dämpften unsere Schritte und waren trotzdem sehr gespannt.

Anscheinend hielten wir uns allein im Trakt auf. Niemand kam uns entgegen, und wie wir festgestellt hatten, war die Tür auch von innen aufgebrochen worden.

»Das sah aus, als hätte jemand mit einer Axt oder einem Beil dagegengeschlagen«, sagte Sinclair.

»Der Vampir mit der Axt!«

»Glaubst du das?«

»Ich verbanne es zumindest nicht aus meinen Überlegungen«, erwiderte ich.

Unangefochten erreichten wir den ersten Raum der Ausstellung.

An den Wänden hingen die Bilder, wurden von den Strahlen unserer Leuchten berührt, und ich mußte den Leuten recht geben, die Angst vor den Gemälden gehabt hatten.

Diese Motive waren wirklich nichts für empfindliche Nerven. Sie zeigten stets die grauenvolle Düsternis einer unwirtlichen Landschaft, als hätte der Maler Eindrücke aus anderen Dimensionen auf die Leinwand gepinselt.

Auch die Bilder im zweiten Ausstellungsraum zeigten dem Beschauer das Grauen. Diesmal allerdings personifiziert in den Gesichtern der zahlreichen Menschen.

Der dritte Raum brachte uns zu den Monstren. Da hatte der Künstler seine Phantasien so gemalt, wie er sie sah. Dieser Antonio Vargas mußte tatsächlich ein bewegtes Innenleben besessen haben.

Alles war eigentlich normal, bis wir das letzte Bild in der Reihe sahen. Wir blieben davor stehen und konnten nur mehr staunen, denn ein Bild sahen wir nicht mehr.

Nur noch den Rahmen, der in einem matten Goldton schimmerte.

Das Motiv selbst war nicht mehr vorhanden…

***

»War es das?« fragte Suko mich nach einer Weile.

Ich nickte. »Das müßte es gewesen sein.«

»Und was?«

»Vielleicht das Motiv. Oder die Auflösung, was weiß ich denn?«

Suko nickte. »Sauber«, murmelte er. »Verdammt sauber abgetrennt. Kein Fetzen Leinwand klemmt mehr an der Innenseite. Wer immer das Motiv gestohlen hat, er war ein Könner seines Fachs.«

»Motiv ist gut«, sagte ich. »Mich würde interessieren, was das Bild gezeigt hat?«
»Keine Ahnung.«
Ich schnickte mit den Fingern. »Es muß aber Prospekte geben. Die liegen bei jeder Ausstellung bereit. Ich weiß auch, wo ich sie gesehen habe. Im ersten Raum auf einer der Fensterbänke.«
»Dann nichts wie hin.«
Diesmal liefen wir den Weg schneller zurück. Wie starre, blasse Arme glitten die Strahlen der Lampen durch die Finsternis und tasteten sich auch über die Fensterbänke.
Auf der letzten und direkt im Winkel sahen wir den Stapel liegen.
Geschätzt waren es ungefähr zehn Prospekte, die übereinander lagen. Sie waren nicht größer als ein normales Magazin. Suko und ich nahmen jeweils einen Katalog in die Hand und blätterten ihn durch. Mein Freund fing von hinten an, ich von vorn.
»John, da ist es. Ich erkenne es am Rahmen.« Die Stimme meines Freundes klang. Er legte den aufgeschlagenen Katalog auf die Fensterbank und leuchtete ihn an.
Beide schauten wir.
Und beide wurden wir blaß!
Das Bild, das aus dem Rahmen verschwunden war, zeigte die vier klassischen Monstergestalten der Gruselgeschichte.
Vampir, Werwolf, Mumie und Frankensteins Monster!
»Ich glaube«, sagte ich leise, »da kommt einiges auf uns zu.«
»Ja, es wird eine heiße Nacht werden…«

***

Jane Collins lächelte die Horror-Oma an und sagte: »Weißt du eigentlich, wie du mir vorkommst?«
»Nein.«
»Wie jemand, der Hummeln im Hintern hat.«
»Wie kannst du so etwas sagen!« entrüstete sich die Horror-Oma, mußte aber gleichzeitig lachen und fügte hinzu: »Ehrlich gesagt, ich fühle mich auch so ähnlich.«
»So aufgeregt?«
»Ja.«
»Wieso?«
»Ich kann es dir auch nicht sagen. Irgendwie habe ich das Gefühl, als dürften wir uns hier keine Minute mehr länger aufhalten. Sonst werden wir etwas verpassen.«
»Was denn?«
»Keine Ahnung.«
Jane hob ihre Tasse an und trank sie leer. »Was willst du dort? Die Ausstellung ist geschlossen.«

»Mir geht eben das letzte Bild nicht aus dem Kopf. Es ist schlimm, Jane, aber eine Tatsache. Ich muß ständig daran denken. Für mich hat es eine Bedrohung dargestellt, und du wirst mir da recht geben: Du hast es ja selbst gespürt.«

»Damit war schon etwas.«

»Und das müssen wir herausfinden.«

Jane lächelte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Es ist wirklich ein Kreuz, mit dir unterwegs zu sein. Da wird jede kleinste Fahrt zu einem Abenteuer.«

»Das habe ich so an mir.«

Die Frauen saßen in einem kleinen Café. Die Einrichtung war sicherlich schon einige Jahrzehnte alt. Man hatte die Tische und Stühle noch aus massivem Holz gefertigt.

Die Bedienung kam Lady Sarah altersmäßig fast gleich. Sie kannte auch jeden Gast und setzte sich zu den meisten an den Tisch, um einige Minuten zu plaudern.

Als Lady Sarah zahlen wollte, stand sie mit mürrischem Gesicht auf, weil die Horror-Oma ihren Tratsch unterbrochen hatte. Die Frau kassierte und bedankte sich nicht einmal für das Trinkgeld.

»Die haben es eben nicht nötig«, sagte Jane.

»Scheint mir auch so.«

Die Mäntel hingen in Reichweite. Jane half Lady Sarah hinein und legte ihren nur über die Schulter. Als sie das Café verließen, war es dunkel geworden.

Die einsam stehenden Straßenlaternen waren im unteren Bereich nicht zu sehen. Ihre Lampen sahen aus wie weißgelbe Monde, die an den Rändern zerfaserten.

»Wir hätten doch früher losfahren sollen«, beschwerte sich die Horror-Oma.

Jane winkte ab. »Den Weg finden wir immer.«

»Hoffentlich.«

Die Detektivin saß hinter dem Lenkrad. Ein paarmal ließ sie die Wischer laufen, um die Scheibe von der Feuchtigkeit zu befreien.

Dann erst startete sie.

Der Honda tauchte hinein in die nebelerfüllte Dunkelheit wie in einen Tunnel. Um diese Zeit wollte niemand mehr fahren, so gehörte die Straße den beiden Frauen allein.

»Hast du dir die Strecke noch gemerkt?«

Jane nickte. »Die habe ich im Kopf.«

»Wie gut.«

Das Dorf hatten sie hinter sich gelassen. Rechts und links wuchsen Schatten heran. Manchmal waren es alte Scheunen oder Schuppen, dann wieder der Wald.

Jane fuhr sehr langsam. Hindernisse sah sie erst im letzten

Augenblick. Zudem lag überall feuchtes Laub auf der Straße und machte sie glatt wie eine Eisbahn.

Obwohl sich Sarah Goldwyn angeschnallt hatte, saß sie doch angespannt neben Jane. Hin und wieder fuhr ihre Zunge aus dem Mund und umkreiste die Lippen.

»Was hast du?« fragte Jane.

Sarah Goldwyn winkte ab. »Eigentlich nichts, aber meine Unruhe ist geblieben.«

»Rechnest du mit Überraschungen?«

»Eigentlich immer.«

Jane mußte lachen und bog in die große Kurve ein, die sie schon von der Herfahrt kannte. Allmählich beschlugen außen wieder die Scheiben. Tropfen rannen von oben nach unten. Mal schräg, mal gerade.

Die Wischer putzten sie weg.

Und vor dem Wagen wallte der Nebel, drehte sich durch die Lichtlanzen, als wollte er sie auffressen. Der Untergrund glänzte matt wie angefeuchtetes Leder. Wenn sich die Räder drehten, schmatzten auch die Reifen. Lady Sarah drehte ihre Finger ineinander. Sie starrte durch die Scheibe, als hätte sie etwas auf der Straße gesehen.

»Spürst du nichts?« fragte sie.

»Was denn?«

»Du bist doch sensibel. Am Bild hast du auch bemerkt, daß etwas nicht stimmt.«

»Aber hier ist alles normal.«

»Das empfinde ich nicht so.«

»Soll ich anhalten?«

»Nein, fahr weiter. Ich gebe schon acht.«

»Wir werden gleich die Einmündung erreichen, wo es rechts zum Schloß geht«, erklärte Jane. »Soll ich da stoppen?«

»Mal sehen.«

Es dauerte noch ein halbe Minute, bis sie die von Jane erwähnte Stelle erreicht hatten. Dort ließ die Detektivin den Wagen langsam ausrollen, das Licht aber brennen.

Sarah Goldwyn kurbelte auf der linken Seite die Scheibe hinab.

Stille umhüllte sie. Der Nebel deckte alles zu, er dämpfte die Geräusche fast bis zur Lautlosigkeit.

»Eine trügerische Ruhe«, flüsterte Lady Sarah.

»Ich sehe sie als ganz normal an.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Nein, so darfst du das nicht sehen. Die ist nicht normal.«

Jane lehnte sich zurück. Es hatte keinen Sinn, Sarah zu widersprechen. Wenn sie etwas spüren wollten, dann spürte sie es auch. Da war bei ihr sogar der gesunde Menschenverstand

ausgeschaltet.
Eine halbe Minute verstrich.
»Soll ich weiterfahren?«
Sarah schüttelte den Kopf. »Noch nicht, warte«, hauchte sie. »Ich habe etwas gehört.«
»Und was?«
»Ein Rascheln…«
»Das war der Wind oder ein Tier.«
»Kann, aber muß nicht sein. Ich werde mal aussteigen.«
Das ist doch Unsinn, wollte Jane sagen, aber sie schwieg, denn plötzlich vernahmen die beiden Frauen ein schauriges Geräusch. Es war ein Heulen, das sich klagend und fast schmerzerfüllt anhörte.
»Das war es!« sagte Lady Sarah. Sie drehte sich um und löste dabei den Gurt. »Hast du es auch vernommen, Jane? So heult nur einer. Ich kenne mich da aus.«
»Und wer?«
»Ein Werwolf«, erwiderte Lady Sarah dumpf. »Diese Bestie muß in der Nähe lauern.«
»Kann ich mir nicht vorstellen.«
Sarah umfaßte Janes Oberarm. »Denk doch an dein Gefühl, das dich überkam, als du dir das Bild angesehen hast. Dann das Blut an deinen Fingern. Auf dem Bild war ein Werwolf zu sehen.«
»Ja, auf dem Bild.«
»Na und?«
»Meinst du, daß er echt gewesen ist?«
»Ich glaube mittlerweile alles, mein Kind.« Lady Sarah öffnete die Tür. »Und jetzt steige ich aus.«
»Bleib lieber im Wagen.«
»Bist du auch mißtrauisch geworden?«
»Du kannst einen Menschen schon verrückt machen.«
Die Horror-Oma winkte ab und schwang sich sogar noch ziemlich gelenkig aus dem Honda. Früher hatte sie oft einen Gehstock mitgenommen, auf den verzichtete sie in der letzten Zeit, wie auch jetzt.
Jane Collins schnallte sich sicherheitshalber los, damit sie, wenn es nötig war, schneller aus dem Wagen kommen konnte. Sie verfolgte den Weg der Sarah Goldwyn. Die schritt um den Honda herum und befand sich schon bald vor der Kühlerhaube, wo sie mit behutsam gesetzten Schritten weiterging und sich dem Rand der Straße näherte, denn aus dieser Richtung war das Jaulen erklungen.
Auch der Detektivin wurde allmählich mulmig zumute. Es lag nicht allein an Sarahs Reaktion. Sie überkam wieder das Gefühl, daß etwas nicht stimmte.
Irgendwo schien das Böse zu lauern…

Plötzlich blieb die Horror-Oma stehen. Sie drehte Jane den Rücken zu. Dunstfetzen Umtrieben sie. Starr schaute sie zum Rand der Straße hin, wo Büsche wie Wellen wuchsen.

War dort etwas?

Jane wollte selbst nachsehen und griff bereits zum Türöffner, als sich Sarah Goldwyn herumdrehte. »Er ist da!« schrie sie. »Der Werwolf! Nichts wie weg!«

***

So rasch, wie es eigentlich hätte sein müssen, konnte Jane Collins nicht reagieren, denn aus den Büschen schoß eine dunkle Gestalt und hetzte mit langen Sprüngen näher. Es war ein unheimliches Geschöpf, und selbst in der nebligen Dunkelheit sahen die Frauen das kalte Flimmern seiner gnadenlosen Raubtieraugen.

Jane war nicht bewaffnet. Sie wußte auch nicht, wie sie hätte Sarah Goldwyn helfen sollen, denn die Bestie war immer schneller als die Horror-Oma. Sie mußte erst um den Wagen herum, um einsteigen zu können.

Der Werwolf würde sie bald haben.

Da rammte Jane die Fahrertür auf und hielt sie gleichzeitig fest, damit sie nicht mehr zurückschwingen konnte.

Bei einem zweitürigen Wagen ist diese sehr breit, und Jane hatte zudem das Glück, daß die Bestie nur auf die fliehende Horror-Oma fixiert war und nicht die Tür sah.

Deshalb hämmerte sie auch voll gegen ihre Gestalt.

Die heftigen Sprünge wurden gestoppt. Der Werwolf kippte nach hinten, hielt sich jedoch auf den Beinen, schüttelte aber den Kopf und öffnete sein Maul rachenweit. Im nächsten Augenblick rammte er seine Pranken voller Wut nach unten und donnerte sie auf den Türholm. So wuchtig, daß dieser verbog und Jane Angst davor bekam, die Tür nicht mehr richtig schließen zu können.

Links neben ihr fiel die Horror-Oma auf den Sitz und knallte ihre Tür zu.

»Fahr los!«

Jane konnte noch nicht, weil die Bestie die Tür einfach festhielt.

Wie es der Detektivin gelang, den Wagen zu starten, wußte sie selbst nicht. Jedenfalls konnte sie nur eine Hand benutzen, und sie schaltete auch damit höher. Der Honda beschleunigte.

Die Bestie aber ließ nicht los. Sie hing an der Tür fest. So schnell wollte sie das Opfer nicht entkommen lassen.

Zum Glück geriet Jane nicht in Panik, auch wenn es so aussah, weil sie Schlangenlinien fuhr. Es war ihre Absicht. Nur damit hoffte sie, den Werwolf abschütteln zu können.

Es war ein Irrtum.

Die Kraft des Untieres war immens. Es machte ihm auch nichts aus, den Wagen nicht anhalten zu können, er ließ sich einfach mitschleifen und auch mitschleudern, wenn es in die Kurven ging.

Bis die Tür nicht mehr hielt.

Plötzlich wurde sie abgerissen. Jane hörte noch das Knacken und Reißen, schaute kurz in den Innenspiegel und sah hinter sich ein Bündel am Boden liegen.

Es wälzte sich über die Straße, das Jaulen klang hinter dem Wagen her wie der Klang einer Sirene.

»Wir haben es gepackt, Kind! Wir haben es geschafft.« Lady Sarah ballte die Hände und schlug gegen das Armaturenbrett. »Verdammt, ich hätte nicht gedacht, daß wir eine so schreckliche Wahrheit erleben würden. Nein, das hätte ich nicht.«

Jane schwieg. Sie war blaß geworden. Ihre Gedanken drehten sich nicht allein um den Werwolf, sondern um das Bild, das sie bei ihrem Besuch gesehen hatten.

Dort waren vier Monstren gemalt gewesen.

Eines hatten sie gesehen.

Blieben noch drei!

Befanden die sich ebenfalls in Freiheit? Trotz der in den Wagen hineindringenden Kühle stand Jane Collins der Schweiß auf der Stirn. Auch Sarah Goldwyn hatte ähnliche Gedanken gehabt wie sie.

»Vielleicht begegnen uns noch der Vampir, die Mumie…«

»Hör lieber auf. Ich überlege schon, ob ich überhaupt zum Schloß fahren soll.« Jane war wieder etwas vom Gas gegangen, jetzt, wo die akute Gefahr vorbei war.

»Wohin sonst?«

»Zu einer Telefonzelle, um John Sinclair anzurufen.«

Zu Janes Überraschung stimmte Lady Sarah sogar zu. »Die Idee ist gar nicht schlecht«, erklärte sie. »Ja, eine Telefonzelle wäre gut. Er muß Bescheid wissen.«

»Eben.«

»Und wo finden wir eine? Im Schloß.«

Lady Sarah atmete tief ein. »Ich hoffe nur, daß man uns beide auch einläßt.«

»Es soll doch bewohnt sein.«

»Das habe ich auch gehört.«

Jane gab wieder Gas. Genau in diesem Moment erfolgte der zweite Angriff. Nicht mehr von einem Werwolf. Wie ein Gespenst tauchte eine weitere Schreckensgestalt aus dem Dunst auf.

Es war die Mumie.

Und sie warf sich mit aller Kraft gegen den Wagen!

***

Der Vampir mit der Axt war wieder unterwegs!

Er hatte sich von den anderen Monstren getrennt, die ihm nichts bedeuteten, denn allein auf ihn kam es an. Er war der Führer, der alles in die Hand nahm. Er hatte dafür gesorgt, daß die Kraft aus einer nicht erklärbaren Quelle wieder floß. Daß einstige Phantasiegestalten zu einem realen Leben erwachten.

Und er würde den Mord wieder begehen.

Immer wieder trieb es ihn zum Töten. Das Richtbeil mußte in Bewegung bleiben, denn er wollte die Köpfe rollen sehen. Immer wieder mußte dieser Maler sterben.

Wie auch heute…

Den Vampir zog es durch den Nebel. Ein ideales Wetter für ihn.

Er schritt durch den lichter gewordenen Wald, wich den Baumstämmen aus, schien manchmal mit dem Nebel zu zerfließen und schwang sein Richtbeil mit einer schon künstlerisch aussehenden Grazie.

Lässig hackte er im Wege stehende Äste und Zweige ab. Seine Füße schaufelten Laub in die Höhe, das Gesicht blieb unbewegt. Ein grauer, länglicher Schatten über seiner düsteren Kleidung.

Der Vampir wußte, daß sein Opfer in der Nähe war. Er roch es. Er witterte es wie ein Raubtier die Beute. Zwar hatte er es nie sehen können, aber das Gespür war ihm gegeben worden. Die Ausstrahlung konnte man einfach nicht vergessen, auch wenn noch so viele Jahre vergangen waren.

Und so ging er weiter.

Schritt für Schritt, Meter für Meter näherte er sich seinem Ziel. Er verließ den Wald, gelangte auf ein weites Rasenstück und hätte jetzt eigentlich gesehen werden können, aber die graudunklen Dunstschleier umgaben ihn wie einen Mantel.

Und so setzte er seinen Weg fort.

Zu ihm, nur zu ihm…

Und das Opfer wartete ebenfalls.

Es hatte das Haus verlassen, sich verkrochen wie die Maus vor der Katze, aber es wußte genau, daß es der Rache nicht entkommen konnte. Der Vampir würde ihn finden, egal, wo er sich auch verbarg.

Jetzt hockte er verschüchtert im knorrigen Unterholz, das ihn einigermaßen deckte. Er hatte seine Handballen gegen den Mund gepreßt und atmete nur mehr durch die Nase. Trotz der Kälte lag Schweiß auf seinem Gesicht, der Atem ging schnell und hastig, und die Umgebung, in die er aus großen Augen gestarrt hatte, verschwamm allmählich vor seinem Blick und schuf einer anderen Szenerie Platz.

Ein Atelier entstand vor seinem geistigen Auge. Ein Kamin, brennende Kerzen, eine Staffelei, die das Bild zeigte, das innerhalb der

Ausstellung hing.

Und er sah einen Mann.

Noch jung, so gekleidet wie im letzten Jahrhundert. Der Mann hatte ein ernstes Gesicht aufgesetzt. Er ging zum Kamin und holte dort einen Holzkloben hervor, den er an einer Seite anbrannte.

Godfrey Lester wußte genau, was der andere vorhatte. Er würde zum Bild gehen und die Flamme gegen die Leinwand halten, damit sie vom Feuer vernichtet wurde.

Aber klappte das auch?

Noch zögerte der Maler, stand davor, schaute das Bild an und sah plötzlich wie sich der Vampir hervorschob und eine Axt zeigte.

Godfrey Lester hatte das Gefühl, direkt neben dem Fremden und ihm doch so Vertrauten zu stehen. Die Axt wuchs, die große Klinge wurde zu einer verzerrten Teufelsfratze, dann packte ihn der Schmerz.

Der Mann schrie.

Er schrie lange und intensiv. Er heulte, flehte und jammerte, wälzte sich über den feuchten Boden, schleuderte Laub in die Höhe, während Tränen über sein Gesicht rannen.

Erst jetzt merkte Godfrey Lester, daß er es gewesen war, der so geschrien hatte.

Nicht der Fremde!

Aber er hatte dessen Tod so intensiv miterlebt. Sogar den körperlichen und seelischen Schmerz. Beides hatte ihn hart getroffen wie noch nie zuvor.

Lester blieb liegen. Die Hände in das nasse, feuchte Laub gekrallt, das den Boden bedeckte. Auch sein Gesicht hatte er hineingewühlt, und er litt noch immer unter diesen furchtbaren Erinnerungen, die ihn so plastisch bedrängt hatten.

Er jammerte, als er sich aufstützte und mit beiden Händen fahrig über seinen Körper fuhr, als suchte er ihn nach Verletzungen ab.

Kein Tropfen Blut bedeckte seine Hände, als er sie wieder zurückzog und sich aufstemmte.

Gebückt blieb er stehen, seine Hand umklammerte einen in der Nähe stehenden dünnen Baumstamm.

Weshalb hatte der Fluch ihn gerade getroffen? Weshalb nur? Wer war er überhaupt?

»Ich bin Godfrey Lester!« keuchte der Maler. »Verdammt, ich bin Lester!« Bei jedem Wort quoll eine Atemwolke aus seinem Mund.

»Ich bin Lester, ich bin es!«

Oder doch nicht?

War er nicht auch eine andere Person? Hatte er nicht das Leiden und den Tod des Fremden mitbekommen?

Ja, als wäre dieser er selbst gewesen! Und so genau mußte es sein.

Er war zwei Personen in einer!

Der Maler drückte seinen Rücken durch. Er spürte die Schmerzen an der Wirbelsäule, aber das machte ihm nichts. Beide Hände preßte er gegen seine Wangen, bis er sich das Fleisch einklemmte.

Er war Godfrey Lester und Antonio Vargas!

Mit dieser Tatsache mußte er zunächst einmal fertig werden. Der Maler beugte sich vor und streckte seine Arme aus. Er preßte die Hände gegen den Stamm der dünnen Birke, der so krumm in die Höhe wuchs, und schüttelte den Kopf.

Noch immer fühlte er sich aufgewühlt und nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Eine Hölle lag hinter ihm. Er hatte mit keinem darüber sprechen können, was das Schicksal ihm zugemutet hatte. Aber was würde vor ihm liegen?

Keine Hölle mehr, da gab es nur eine Antwort, so schrecklich sie auch war.

Der Tod!

Genau das traf zu. Die nächsten Schritte würden ihn dorthin bringen, wo auch der andere Maler hingeschafft worden war.

»Sterben!« hauchte er in den Nebel hinein. »Ich muß sterben. Ich soll sterben, aber ich…«

Er verstummte. Trotz seines Zustandes hatte er die Geräusche vernommen. Sie hörten sich an, als wäre jemand unterwegs, um Äste und Zweige von Baumstämmen abzubrechen.

Wer tat so etwas?

Er wußte es nicht. Niemandem konnte er mehr trauen. Vielleicht seiner Frau, aber die hatte er verlassen, weil sie ihm die Fremden ins Haus geholt hatte. Auch wenn diese Polizisten waren, es kümmerte ihn nicht. Jeder war sein Feind.

Er lauschte in die Dunkelheit hinein. Das Knacken wiederholte sich nicht. Hatte derjenige, der durch den Wald schlich, es aufgegeben? Plötzlich rieselte es kalt über seinen Rücken. Er hatte den Punkt erreicht, wo er sich vor der Finsternis fürchtete. Lester glaubte nicht mehr daran, daß sie ihm den nötigen Schutz bieten würde. Er schaute starr nach vorn und konnte zum Glück bis zu seinem Haus sehen.

Dort brannte Licht.

Wie ein geheimnisvoller Stern in der unendlichen Weite des Weltalls schimmerte es milchig durch die wallenden Nebelschwaden. Zum erstenmal lächelte er, als er an das Licht dachte. Licht bedeutet Leben, Hoffnung. Wo Licht ist, konnte man existieren.

Vielleicht hatten die dämonischen Kreaturen, die sich auf seine Fährte gesetzt hatten, auch Furcht vor dem Licht. Sollte man das nicht ausnutzen?

In diesen Sekunden entschloß er sich, wieder zu seinem Haus zurückzugehen. Nur wollte er auf dem Weg nicht gesehen werden. Er mußte eine Abkürzung finden.

Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, da vernahm er die Schritte. Sofort suchte er Deckung, preßte sich wieder auf den Boden, vernahm entfernt Stimmen, dann nichts mehr.

Was war geschehen?

Er wußte es nicht. Aber es hatte durchaus sein können, daß die Stimmen dort aufgeklungen waren, wo er hinwollte.

Es dauerte eine Weile, bis Lester den Mut fand, sich wieder aufzurichten. Er blieb stehen und atmete so tief wie möglich ein. Ein paarmal schloß er die Augen, nachdem er nichts mehr hatte sehen wollen. Dann gab er sich einen innerlichen Ruck und ging vor.

Nein, er schlich.

Behutsam setzte er einen Fuß vor den anderen. Lester versuchte, die Geräusche so stark wie möglich einzudämmen, ganz gelang es ihm nicht. Vielleicht hätte er es auf dem normalen Weg geschafft, den aber traute er sich nicht zu gehen.

So blieb er in Deckung der Bäume und des knorrigen Unterholzes, das zu seinem schattenhaften Begleiter wurde.

Er brauchte viel länger für die relativ kurze Strecke und näherte sich dem Haus von der Ostseite her, wo einige Nadelbäume standen, die ihr grünes Kleid auch im Winter nicht verloren.

Im Schutz dieser Bäume bewegte er sich vor und blieb so stehen, daß er den Platz vor der Haustür einsehen konnte.

Seine Frau hatte das Außenlicht eingeschaltet. Der glockenförmige Strahler über der Tür war so angebracht worden, daß sein Schein wie ein großer, heller Trichter auf den Boden fiel. Durch das Licht bewegten sich die dicken, zähen Schwaden in Bodenhöhe auf die Hauswand zu, wo sie auch in die Höhe krochen und sich wie wallende Vorhänge gegen die Fenster drückten.

Was hinter ihnen geschah, konnte der heimliche Beobachter nicht erkennen, weil der Sichtwinkel einfach zu schlecht war.

Er dachte zunächst an seinen Mörder!

Daß er kommen würde, war ihm klar. Und er hatte ihn auch gehört. Dieses unheilvolle Knacken vor einiger Zeit, das selbst durch den dichten Nebel nicht gedämpft wurde, war Warnung genug gewesen.

Wann kam er?

Godfrey begann zu frieren, trotz seiner dicken Lederjacke. Nicht so sehr die äußere Kälte ließ ihn zittern, es war vielmehr das Gefühl, das von innen her kam.

Plötzlich war er da!

Vor Schreck hätte der Maler fast einen Schrei ausgestoßen. Der Vampir mit der Richtaxt hatte es verstanden, den Schutz des Nebels bis zum letzten Augenblick auszunutzen.

Vor der Tür blieb er stehen.

Drohend, dunkel und unheimlich wirkte er.

Er schwang die Axt herum und packte den Griff mit beiden Händen. Dann drosch er die Schneide gegen die Tür…

***

Jane hatte instinktiv gebremst. Eigentlich wollte sie dies nicht, es war einfach über sie gekommen, und der Honda verlor sofort an Geschwindigkeit. Unwillkürlich kam er damit dem in Binden eingewickelten Körper entgegen, der sich schon auf dem Sprung befunden hatte.

Übergroß erschien er vor der Frontscheibe. Ein schreckliches Wesen mit fast völlig umwickeltem Schädel, in dem nur die Augenpartie ein wenig freilag, und der Drall nach unten war nicht mehr aufzuhalten.

Die Mumie krachte auf die Kühlerhaube. Für einen winzigen Moment wirkte es so, als würde sie liegenbleiben, dann aber rutschte sie weiter und direkt auf die Scheibe zu.

Jane Collins und Lady Sarah Goldwyn erstarrten. Beide merkten nicht einmal, daß der Motor abgewürgt worden war, sie hatten nur Augen für dieses Schreckgespenst von Mumie, obwohl sie beide fast selbst schon gespenstischen Wesen glichen, als sie bewegungslos in ihren Sitzen hockten.

Dann brach die Scheibe!

Mit elementarer Wucht war die Mumie von außen gegen sie geschlagen. Das Glas zerplatzte, die einzelnen Teile wirbelten den beiden Frauen entgegen, die glücklicherweise rechtzeitig genug die Arme hochgerissen hatten, um sich vor dem gefährlichen Regen zu schützen. Bestimmt wäre die Mumie auch voll gegen sie geprallt.

Der Zufall aber wollte es, daß sie sich, noch auf der Kühlerschnauze liegend, drehte und deshalb gegen die beiden seitlichen Fensterholme prallte.

»Mensch, raus!« schrie Jane und ließ sich aus dem Wagen fallen.

Es kam ihr zustatten, daß der Werwolf die Tür abgerissen hatte. Jane war auf die Knie gefallen, sprang wieder in die Höhe und mußte um den Wagen herumlaufen.

Auf dem Beifahrersitz war Lady Sarah noch nicht weitergekommen. Sie hatte den Gurt zwar lösen können, schwang aber ihre Beine nicht schnell genug herum.

Zudem hatte die auf der Kühlerhaube liegende Mumie es geschafft, einen Holm so zu verbiegen, daß sie freikam – und zugriff.

Da riß Jane die Tür auf.

Plötzlich hieb eine mit alten, löchrigen und stinkenden Bandagen umwickelte Klaue gegen Lady Sarahs rechte Schulter. Die Horror-Oma, normalerweise ziemlich hart im Nehmen, bekam so etwas wie einen Schock, blieb steif sitzen, und Jane Collins sah sich gezwungen, einzugreifen.

Sie riß die Tür hart auf und zerrte Sarah Goldwyn aus dem Fahrzeug.
Jane besaß in diesem Moment mehr Kraft als die Mumie. Sie bekam die Horror-Oma frei, die auf die Knie fiel, sofort wieder hochgerissen und zur Seite gezerrt wurde.
»Kannst du laufen?«
»Und wie, mein Kind!«
Jane nahm Sarah Goldwyn dennoch an die Hand und rannte mit ihr von der Straße weg in die neblige Finsternis hinein. Was hatte sie über den Dunst geflucht, jetzt freute sie sich, daß es ihn überhaupt gab. Sie rannten über dicken, nassen, zäh wirkenden Rasen hinweg, auf dem zusätzlich noch nasses Laub lag, das ihn noch glitschiger machte. Lady Sarah hatte ihren Hut verloren, das war ihre geringste Sorge, sie wollten nur weg und hielten erst an, als sie die Schatten vor sich sahen.
Es war ein Waldstück.
»Kind, eine alte Frau ist kein D-Zug«, keuchte Lady Sarah und ließ sich gegen Jane fallen, die auch ziemlich außer Atem war, die Horror-Oma aber festhielt und über deren Schulter hinweg in die wallenden, grauen Schleier schaute.
Wind fuhr nicht in den Dunst hinein. Er quoll und drehte sich, als würde er aus eigener Kraft angetrieben.
»Es war eine Mumie!« keuchte Jane. »Verdammt, es war eine Mumie. Erst der Werwolf, dann die Mumie, was kommt da noch?«
»Der Vampir und das Monster!« erwiderte Lady Sarah trocken.
»Wir müssen damit rechnen, Kind, daß uns vier Monstren jagen. Zwei haben wir bisher erst entdeckt.«
»Auf die anderen kann ich verzichten.«
Lady Sarah lachte. »Ich auch, aber sag das denen mal.«
»Dazu werden wir wohl kaum kommen, wenn sie plötzlich vor uns stehen.«
Die Horror-Oma drückte sich wieder zurück. Sie hatte ihre Hand auf die Brust gepreßt. »Jetzt geht es mir etwas besser«, sagte sie schweratmend. »Die Frage ist, was wir machen sollen.«
»Verschwinden.«
»Richtig. Aber wohin?«
»Zum Ort!«
Lady Sarah schüttelte den Kopf. »Nein, das wäre nicht gut. Die Strecke ist viel zu weit.«
»Hast du einen anderen Vorschlag? Vielleicht zum Schloß.«
»Da könnten sie auch lauern.«
»Dann müßten wir uns hier verstekken. Ich sage dir, Sarah, diese dämonischen Wesen riechen Menschen. Die würden uns sogar finden, wenn wir uns eingraben.«
»Das ist es ja.« Lady Sarah hüstelte, als sie schon wieder das Heulen

vernahm.

Durch den Nebel wehte es ihnen entgegen. Ein schauerlicher, widerlicher Gesang, wütend und fordernd zugleich und aus der Richtung hallend, wo auch der Ort lag.

»Der läßt uns nicht durch!« flüsterte Jane.

»Es gibt noch eine Möglichkeit. Wir befinden uns in der Nähe des Schlosses!« hauchte Lady Sarah. »Und ich habe vorhin Licht gesehen.«

»Wo?«

Die Horror-Oma deutete schräg über die Schulter der ehemaligen Hexe hinweg.

Jane drehte sich um. »Was ist denn da?«

»Ich weiß es nicht. Das Licht sah mir nicht so aus, als würde es von einer kleinen Lampe her stammen. Wir müßten es sehen können, wenn wir durch den Wald laufen.«

»Dann los!«

Beide fürchteten sich. Der Wald wurde für sie zu einer nebligen Gespensterfalle. Jeder Baum schien ein Monstrum zu sein, das nur allein auf sie lauerte.

Sie hatten Glück.

Zwar hörten sie noch einmal das Heulen. Jetzt klang es sehr weit entfernt.

»Den hätten wir hinter uns gelassen«, sagte Jane und atmete nach dem Kommentar hörbar auf.

Auch von der Mumie hörten sie nichts. Jedenfalls keine Geräusche, die auf einen Verfolger hingedeutet hätten.

Das Licht sahen sie tatsächlich, als sie das Waldstück durchquert hatten.

Die Frauen blieben stehen. Es schimmerte vor ihnen bleichgelb durch die dicke Nebelwatte.

Jane lachte auf. »Himmel, ich könnte dich umarmen, Sarah.«

»Das mach mal mit Männern, die jünger sind als ich. Komm, wir laufen hin. Da muß einfach ein bewohntes Haus sein. Telefon werden die bestimmt auch haben.«

»Trotzdem sollten wir vorsichtig sein. Vielleicht haben die Monstren das Haus auch entdeckt.«

»Aber sicher.«

Sie hielten sich trotz des Nebels im Schatten der Bäume. Licht rahmte das Grundstück ein. Sie konnten es völlig ungehindert betreten. Das Licht weitete sich zu einer breiten Fläche, die sich auch als heller Fleck auf dem Rasen hinter dem Haus wiederfand.

Beide trauten sich nicht, ihn zu durchqueren, deshalb schlugen sie einen Bogen, und ihre Füße schleiften dabei über das nasse Gras. Sie hatten trotz allem nicht erkennen können, ob sich jemand in dem Haus aufhielt. Obwohl die Zeit drängte und auch jede von ihnen das

Gefühl der Gefahr verspürte, ließen sie die Vorsicht nicht außer acht.

Völlig still war es nicht. Irgendwo zwischen den grauen, wallender Schleiern knackte und schleifte immer etwas. Ein Tier, das auf Nahrungssuche war. Eine Maus, die vorbeihuschte, oder ein Nachtvogel, der von Ast zu Ast hüpfte.

Auch die Haustür lag unter einer Lichtglocke. Da man sie weiß lackiert hatte, strahlte sie noch ab.

Beiden war mulmig zumute, als sie in den Lichtschein hineintraten. Wenn jemand die Tür öffnete, mußten sie ihm vorkommen wie Nebel-Gespenster. Zudem konnte es auch sein, daß die Bewohner dieses Hauses mit den Monstren unter einer Decke steckten.

Der Gong schlug jedenfalls melodisch an, als Jane klingelte. Jetzt mußten sie warten. Die Sekunden wurden zu zähen Intervallen, bis sie endlich Schritte hörten und die Tür auch kurz danach geöffnet wurde.

»Lester, ich…«

Die Frau, die diese Worte gesprochen hatte, erschrak, als sie erkannte, daß es nicht der von ihr erwartete Lester war. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Madam, wir brauchen Ihre Hilfe!« Lady Sarah hatte gesprochen.

Mit Bitten dieser Art waren die meisten Menschen zu überraschen.

So auch Harriet Lester. Zudem machten Sarah und Jane keinen gefährlichen Eindruck.

»Um was geht es denn?«

»Wir werden verfolgt.«

»Wie?«

»Können wir Ihnen das nicht im Haus erklären. Es wäre wirklich besser, aus dem Lichtschein zu verschwinden.«

»Bitte.« Harriet Lester gab die Tür frei, so daß die Frauen an ihr vorbeigehen konnten. Sie bedachte ihre Besucherinnen mit verwunderten Blicken. Salonfähig wirkten Sarah und Jane nicht.

Hinter ihnen schloß Harriet Lester die Tür. »Bitte«, sagte sie. »Wie haben Sie sich…?«

»Wir möchten telefonieren«, sagte Jane.

»Gern. Kommen Sie mit.« Harriet führte die Besucherinnen in den Wohnraum. »Wenn Sie ungestört sein wollen, können Sie auch in die obere Wohnebene gehen…«

»Nein, das reicht uns so.« Lady Sarah schaute sich um. »Sie haben es hier sehr schön.«

»Möglich, nur ein wenig einsam. Viel Licht und viel Glas lockt Neugierige an.«

»Leider.«

»Was ist Ihnen denn widerfahren?«

»Wir wurden überfallen.«

Harriet schaute abwechselnd zu Jane und zu Sarah. »Nein, hier in der

Umgebung.«
»Wer war es?« Bei dieser Frage war sie totenbleich geworden, als würde sie etwas ahnen.
Sarah formulierte die Antwort diplomatisch. »Wir wissen es nicht so genau, das sage ich Ihnen ehrlich. Vielleicht würden Sie es auch nicht glauben…«
»Dann war es kein Mensch?«
»Wie kommen Sie darauf?«
Harriet Lester ballte die Hände. Sie lächelte verkrampft. »Ach, nur so, wissen Sie.«
»Das glaube ich Ihnen nicht! Sagen Sie uns, was Sie wisen. Es ist wichtig. Sie sollten Vertrauen haben. Möglicherweise haben wir mit den gleichen Problemen zu kämpfen.«
Harriet nickte. »Wir stehen unter einem Druck«, gab sie zu. »Er ist sehr stark. Da draußen lauert etwas. Einen Toten hat es gegeben. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie unangenehm und schrecklich das für mich ist. Besonders, weil es so unglaublich klingt.«
»Das können wir verstehen. Geht es um ein Monstrum?«
Harriet nickte.
»Um welches?« fragte Jane. »Wir haben davon zwei gesehen. Einen Werwolf und eine Mumie. Letztere hat unseren Wagen zerstört.«
Mrs. Lester mußte sich setzen. Sie strich fahrig durch ihr Haar.
»Das kann doch nicht wahr sein. Ich habe Angst vor einem Vampir. Dem Vampir mit der Axt.«
Jane nickte. »Den kennen wir auch.«
»Tatsächlich? Wo haben Sie ihn…?«
»Nirgendwo. Aber er wird in der Nähe sein. Deshalb wollen wir telefonieren.«
»Die Polizei ist hier nicht besonders stark vertreten. Das wird wenig Sinn haben.«
Jane Collins winkte ab. »Nein, nicht diese Dorfpolizei. Wir holen uns Hilfe aus London, beim Yard. Oberinspektor John Sinclair…«
»Meinen Sie den Sinclair?«
»Ja, ich weiß nicht.« Jane schaute Lady Sarah an, auch die verstand Harriets Reaktion nicht, weil sie plötzlich anfing, schrill zu lachen.
»Das gibt es nicht, das ist einfach nicht zu fassen. So etwas nennt man Zufall.«
»Was ist Zufall, Mrs…?«
»Lester, ich heiße Lester. Na das mit John Sinclair. Er ist doch hier. Ich war in London bei ihm, um ihn als Helfer herzuholen. Er ist gekommen. Zusammen mit dem Chinesen.«
»Suko«, sagte Jane.
»Ja, so heißt er wohl.«
»Das ist doch nicht zu fassen.« Jane Collins schüttelte den Kopf, und

auch Sarah Goldwyn mußte lachen. Sehr schnell wurden die beiden Frauen wieder ernst. »Hat John Sinclair gesagt, wo er und sein Kollege hinwollten?«

»Ja, zu dieser Ausstellung.«

»Die ist geschlossen.«

Harriet Lester schaute Sarah Goldwyn an. »Das wissen die beiden auch, aber sie wollten es trotzdem versuchen. Reinkommen würden sie immer, sagten sie.«

»Das können wir uns vorstellen. Was hatten sie anschließend alles vor?«

»Da kann ich Ihnen keine Antwort geben. Ich habe sie nur gebeten, wieder zu mir zurückzukehren. Es geht auch um meinen Mann, der sich in der letzten Zeit so verändert hat.«

»Befindet er sich hier?«

Harriet schüttelte den Kopf. »Das ist es ja. Godfrey hat das Haus verlassen. Ich kenne den genauen Grund auch nicht. Den wird er wahrscheinlich nur selbst wissen. Es ist einfach furchtbar. Möglicherweise hat das alles mit ihm zu tun. Jedenfalls gibt er sich einen Teil der Schuld. Er ist auch Maler und sehr sensibel. Einen Toten hat es bereits gegeben. Der Vampir mit der Axt ist unterwegs, und ich fürchte um das Leben meines Mannes.«

»Zu recht«, sagte Sarah Goldwyn.

»Und nicht nur um das Ihres Mannes«, gab Jane zu bedenken.

»Wir können davon ausgehen, daß auch wir auf der Liste dieser verfluchten Monster stehen.«

»Wie viele sind es denn?« fragte Harriet.

»Wahrscheinlich vier.«

»Mein Gott.« Sie schluckte. »Und wo kommen sie her? Können Sie das sagen?«

»Ja, aus dem Bild.«

Harriet wollte lachen, aber sie kam nicht einmal dazu, den Mund zu verziehen. »Aus dem Bild«, hauchte sie. »Verflixt, das kann ich einfach nicht glauben…«

Die drei Frauen erschraken, und Harriet Lester verstummte mitten im Satz. Es waren die lauten, hämmernden Geräusche, die an ihre Ohren drangen. Von der Tür drangen sie her, und es hörte sich an, als wäre jemand dabei, diese einzuschlagen.

»Ist er das?« fragte Harriet. Ihre Stimme klang erstickt. Fast schlürfend saugte sie den Atem ein.

Jane Collins nickte. »Ja, wahrscheinlich ist es der Vampir.« Sie drehte sich um, weil sie zur Tür schauen wollte.

Da bekam sie schon die Bestätigung. Das weißlackierte Holz zersplitterte, ein dicker Riß entstand, aus dessen oberer Hälfte etwas Blinkendes wie ein mörderischer Gruß hervorschaute.

Die Klinge einer Axt!

***

Wir waren noch immer überrascht, als wir den Ausstellungstrakt verließen und blieben vor dem Gebäude stehen. Es war noch kühler geworden, und der Dunst hatte sich verdichtet.

»Da ist guter Rat teuer«, sagte Suko. »Ich würde gern Geld für einen Rat geben.«

»Ich auch.«

Wir schwiegen beide und hingen unseren Gedanken nach.

»Fest steht«, sagte ich, »daß jemand die Leinwand aus dem Rahmengeviert herausgeschnitten hat.«

»Steht das wirklich fest?«

»Für mich ja. Oder siehst du noch eine andere Möglichkeit?«

»Ja. Ich kann mir vorstellen, daß niemand die Leinwand herausgeschnitten hat. Die Monstren sind einfach gegangen. Sie haben das Bild schlichtweg verlassen.«

»Lebend?«

»Klar.«

»Wie kommst du darauf?« fragte ich. »Oder was macht dich in diesem Fall so sicher?«

»Nichts macht mich sicher. Ich denke nur an diese Nachricht. Der Vampir mit der Axt. Einen Vampir haben wir auf dem Bild gesehen.«

»Eine Axt aber nicht«, warf ich ein.

»Die kann er sich leicht besorgen.«

Ich hob die Schultern. »Man kann es drehen, man kann es wenden, es bleibt uns nur eine Möglichkeit.«

»Und welche?«

»Wir fahren wieder zu den Lesters zurück. Nur dort können wir das Rätsel lösen. Der Mann hat sich seit dieser Ausstellung so schrecklich verändert. Er muß gespürt haben, daß irgendwelche Monstren in der Nähe lauern, deshalb hat er sich so verhalten.«

»Das kann natürlich sein.«

Ich kannte meinen Freund und sagte: »Begeistert bist du von meinem Vorschlag nicht, oder?«

»Nein.«

»Was hast du vor?«

Er kam nicht mehr dazu, mir dies zu erklären. Plötzlich hörten wir ein unheimliches Heulen. Ein schreckliches Geräusch, das im Nebel dumpf klang. Die Richtung, aus der es kam, war auch nicht leicht zu bestimmen.

Es wurde nur allmählich dünner, aber wir kannten diesen widerlichen Schrei.

»Ein Werwolf«, sagte Suko lakonisch.

Er bekam von mir keinen Widerspruch. Ich fragte nur: »Wo kann er hergekommen sein?«
Mein Freund grinste scharf. »Aus dem Bild.«
»Wie auch der Vampir?«
»Ja.«
Ich zählte auf und gleichzeitig an den Fingern ab. »Erst der Vampir, dann der Werwolf, es fehlen noch der künstliche Mensch und die Mumie. Vier Monstren.«
»Und alle vier sind frei.«
»Verdammt.«
Wir überlegten nicht sehr lange. Uns beiden war klar, daß wir die Bestien suchen und finden mußten. Stellte sich nur die Frage, wie wir dabei vorgehen sollten.
»Hast du eine Idee?« fragte Suko.
»Ich bin noch immer dafür, zu den Lesters zu fahren. Weil ich mir einfach vorstellen kann, daß es die Bestien dorthin zieht.«
Mein Freund nickte. »Ja, steig ein.«
Wir fuhren los, und es wurde eine geisterhafte Fahrt, die uns durch den dicken Nebel führte. An manchen Stellen war er so dicht, daß wir trotz der eingeschalteten Lichter kaum etwas erkennen konnten. Wir tasteten uns förmlich voran, und wir hatten die seitlichen Vorderscheiben des Rover nach unten gekurbelt, um Geräusche möglichst rechtzeitig zu hören.
Vier Bestien lauerten in der Nebelnacht. Ich hoffte, daß sie uns über den Weg laufen würden.
Der Schrei des Werwolfs wiederholte sich nicht. Wir vernahmen nur die Fahrgeräusche. Ich achtete mehr auf den Weg, während Suko die Umgebung absuchte.
Trotz meiner Aufmerksamkeit kam ich zweimal innerhalb kurzer Zeit von der Straße ab. Da wühlten sich die Reifen dann durch den weichen Untergrund des Rasens.
Schließlich erreichten wir eine Kreuzung. Dort stoppte ich ab.
»Hast du etwas entdeckt?« fragte Suko.
»Nein.«
Wir schauten in die trägen Nebelwolken. Sie schienen mit den Monstren in Verbindung zu stehen, sie waren es, die ihnen Deckung gaben.
»John, da kommt jemand!«
»Wo?«
Suko gab keine Antwort mehr. Er hatte den Wagen bereits verlassen und zog seine Dämonenpeitsche. Einmal schlug er einen Kreis über den Boden, so rutschten die drei Riemen hervor, und die Waffe war schlagbereit.
Er hatte sich nicht geirrt. An seiner Seite bewegte sich etwas

innerhalb der grauen Fahnen. Ein Schatten, der allmählich Konturen annahm. Er kam uns vor wie eine wankende Gestalt, die Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Es war eine Gestalt!

Ich hatte den Rover ebenfalls verlassen, stand hinter Suko und erkannte das bleiche Wesen, das meiner Ansicht nach aus dem Bild gestiegen sein mußte.

Frankensteins Monster!

Der eckige Schädel, der narbige, bleiche und rissige Körper. Die Tolpatschigkeit seiner Gehbewegungen, das unterschiedliche Pendeln der Arme, als wären sie falsch angenäht worden, all dies war mir ja schon aus Filmen bekannt.

Jetzt wollte er uns killen!

Suko blieb cool. Nahezu gelassen hob er den rechten Arm. Ich konnte meinen Waffen steckenlassen.

Das Monster wollte sich auf ihn stürzen.

Da schlug Suko zu.

Gesicht, Brust und Hals erwischte er, ging einen kleinen Schritt zur Seite, um die Riemen fester um die Gestalt zu ziehen, das aber war nicht mehr nötig.

Frankensteins Monster gab es nicht mehr.

Innerhalb kürzester Zeit hatte es sich aufgelöst, und als wir zu Boden schauten, rieselte nicht einmal Asche, wie wir es sonst bei diesen dämonischen Wesen gewohnt waren.

Suko drehte sich zu mir um. »Sag jetzt nur nicht, daß du das hier verstehst?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Mein Freund bückte sich. Er tastete die feuchte Straße ab, weil er etwas finden wollte; Als er hochkam, streckte er den rechten Zeigefinger aus. »Farbe, John, das muß alte Farbe sein.«

Er sprach leise, als könnte er es selbst nicht glauben. »Ich habe sie auf dem Boden entdeckt. Diese Gestalt ist durch die Dämonenpeitsche zu dem geworden, aus dem man sie einmal hergestellt hat. Aus Farbe.«

Ich war perplex!

Suko hob die Schultern. »Tja, mein Lieber, jetzt bist du mit einer Erklärung an der Reihe.«

»Die habe ich nicht.«

»Dann fahren wir weiter.«

Ich drehte mich, weil ich wieder einsteigen wollte, und da wuchs der Nebel vor mir zu einer Gestalt zusammen. Es schien sich konzentriert zu haben. Ich bekam große Augen. Was sich da vor mir in die Höhe schob, war einfach furchtbar.

Eine Mumie!

Eingewickelt in alte, feuchte Tücher. Beide Arme hatte sie erhoben und ließ sie nach unten fallen.

Die Fäuste erwischten mich an den Schultern. Ich merkte, welch eine Kraft hinter diesem Doppelhieb steckte, sackte selbst in die Knie und ging nach hinten, wobei ich gegen den Wagen stieß und die Fahrertür dabei ins Schloß drückte.

Die Mumie wollte mir den Rest geben, da hatte ich bereits die Beretta gezogen.

Aus kürzester Distanz jagte ich ihr eine geweihte Silberkugel in den Balg.

Die Mumie kam nicht mehr dazu, mir ihre Fäuste ins Gesicht zu dreschen. Das geweihte Silber hatte auch ihren verdammten Körper zerstört. Er zerplatzte nicht, er löste sich nicht sichtbar für mich auf, er war einfach nicht mehr da. Wie ausradiert.

Ich stand da wie ein begossener Pudel, war aber froh, die Bestie erledigt zu haben.

Suko kam zu mir. »Bück dich mal und suche dort den Boden ab, wo das Biest gestorben ist.«

Ich tat meinem Freund den Gefallen, machte es ihm nach und spürte neben der Nässe bald die klebrige Farbe. Im Licht meiner Lampe schaute ich mir die Fingerkuppen an und konnte nur mehr den Kopf schütteln.

»Und?«

»Farbe, Suko. Es ist tatsächlich Farbe, die an meiner Hand klebt, verdammt, ich bin durcheinander.«

»Das soll vorkommen.«

»Fahren wir weiter«, sagte ich.

»Willst du nicht auf die anderen beiden warten?«

Ich blickte meinen Freund groß an. »Weshalb denn? Glaubst du, daß sie hier erscheinen werden?«

»Möglich.«

»Aber nicht sicher. Schließlich gibt es für sie noch andere Ziele oder nicht.«

»Okay, die Lesters.« Suko riß die Tür auf und ließ sich auf den Beifahrersitz fallen.

Ich saß bereits hinter dem Steuer und startete. Die Reifen rollten über die Farbreste hinweg, die einmal so schreckliche Bestien gewesen waren.

Durch die offenen Fenster trieb der Dunst und kühlte unsere gespannten Gesichter. Wir hatten die Augen beide weit geöffnet, um so viel sehen zu können wie möglich.

Das war einfach ein Unding. Nach wie vor mußten wir uns durch den Nebel tasten. Bei normalem Wetter hätten wir schon längst das Haus erkennen können, in dem die Lesters wohnten. So aber war es leider

unmöglich, etwas zu sehen.

Selbst ein verwaschenes Licht nicht. Neben uns erschienen dunkle Schatten innerhalb des Graus. Ein Waldstück. Die Bäume schienen miteinander verwachsen zu sein, weil der Nebel die Lücken zwischen ihnen voll ausfüllte.

»Ist das überhaupt die richtige Strecke?« fragte Suko.

»Meiner Ansicht nach ja.«

»Dann fahr weiter.«

Das Heulen unterbrach uns und ließ mich gleichzeitig auf die Bremse treten.

Beide hatten wir eine Gänsehaut bekommen, denn uns war aufgefallen, daß diese schrecklichen Laute nicht mehr weit entfernt sein konnten. Suko flüsterte: »Rechne damit, daß der Werwolf jeden Augenblick auftaucht.«

Ich zog die Beretta und tastete schon mit der rechten Hand zum Türgriff, um den Ausstieg so schnell wie möglich öffnen zu können, wenn es sein mußte.

Plötzlich sahen wir ihn. Er kam nicht von der Seite, dafür von vorn. Direkt über die Straße lief er auf uns zu, und unsere Augen weiteten sich.

»Das kann doch nicht wahr sein!« flüsterte Suko, als er erkannte, was die Bestie in ihren Pranken hielt.

»Raus aus dem Wagen!«

Wir waren schnell, wir mußten schnell sein, denn der Werwolf hatte dank seiner urwüchsigen Kraft einen Baum aus dem Boden gerissen, um uns und das Fahrzeug damit zu zerschmettern…

***

Er war erstarrt und kam sich vor wie ein Denkmal. Er hatte einfach nicht hinschauen können und sich umgedreht. Noch immer dröhnten die Echos der Schläge in seinen Ohren, als der Vampir versuchte, die Haustür einzuschlagen.

Es war ihm auch gelungen!

Und er, Godfrey Lester, traute sich nicht, sein Versteck zu verlassen.

Wer sich alles im Haus aufhielt, wußte er nicht zu sagen. Jedenfalls war seine Frau darunter. Sie würde jetzt dem Vampir gegenüberstehen, falls es ihr nicht gelungen war, durch Hintertüren zu fliehen.

Lester ballte die Hände so stark zu Fäusten, daß seine Fingernägel in die Fleischballen schnitten. Er kaute auf der Unterlippe. Hinter seiner Stirn rasten die Gedanken. Er war einfach nicht in der Lage, sie zu ordnen, weil sie von der großen, alles umfassenden Angst überspült wurden. Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Die Tropfen lagen dort wie erstarrte Zuchtperlen.

Sehr schnell und heftig atmete er. Ein Röcheln drang über seine Lippen. Er wußte genau, was er hätte tun sollen. Der Blutsauger hatte es einzig und allein auf ihn abgesehen. Er sollte getötet werden, weil es der alte Fluch so vorsah.

Das Beil mußte seinen Kopf treffen!

Was konnte er tun?

Sollte er tatsächlich hingehen und sich dem Grauen stellen? War dies die einzige Möglichkeit, oder konnte er darauf hoffen, daß es seine Frau und die ihm unbekannten Besucher allein schafften, mit dieser unheimlichen Gestalt fertig zu werden?

Er konnte auch fliehen. Weglaufen von hier, wegfahren, sich irgendwo in London versteckt halten.

Damit war der Fluch nicht gelöscht. Die mörderischen Geister der Vergangenheit würden ihn einholen. Sie würden ihn packen, um ihn so zu töten, wie sie es schon einmal getan hatten. Mit dem Mann, dessen Geist in ihm steckte.

Plötzlich richtete er sich auf. Er legte dabei seinen Kopf in den Nacken, als wollte er den für ihn nicht sichtbaren Himmel anschreien. »Ich bin es!« brüllte er in den wallenden Dunst hinein. »Ich bin Antonio Vargas. Ich bin aber Godfrey Lester, aber in mir ist Antonio wiedergeboren worden. Ja, ich bin es, verdammt…«

Er schluchzte plötzlich und sank zusammen. Mit den Händen mußte er sich abstützen und spürte die Feuchtigkeit unter seinen Handflächen. Nach einer Weile richtete er sich wieder auf. Der Mund stand noch immer offen. Aus ihm drang ein schweres Röcheln. Sein stierer Blick erfaßte das Haus. Über der Tür bewegten sich die trägen Nebelfetzen im Licht der Trichterlampe.

Das Holz war zerrissen, zersplittert. Aus dem Haus vernahm er dumpfe Laute, als wäre jemand dabei, die gesamte Einrichtung zu zertrümmern. Der Blutsauger räumte mit seiner Richtaxt auf.

Er würde auch auf Menschen keine Rücksicht nehmen.

Der Maler schluckte. Es fiel ihm schwer, sich einzugestehen, daß er der Schwächere war. Doch in seiner Schwachheit bewies er Größe und Mut, als er tief Luft holte und erklärte:

»Ich gehe und stelle mich. Ich, Antonio Vargas oder Godfrey Lester. Man kann seinem Schicksal nicht entwischen…«

Dann lief er mit staksigen Schritten auf die zerstörte Tür des Hauses zu…

***

Lady Sarah Goldwyn und auch Jane Collins waren es gewohnt, sich in gefährlichen Situationen zu bewähren. Sie verloren auch nicht so leicht die Nerven, im Gegensatz zu Harriet Lester, die wie ein Standbild wirkte und nicht wußte, was sie machen sollte.

Jane übernahm die Initiative. Noch war Zeit genug. Sie packte Harriet am Arm und zog sie zu sich heran.

»Wo können wir hin?«

»Oben!«

»Kein zweiter Ausgang?«

»Er ist abgeschlossen. Der Weg zu ihm führt durch den Keller«, erklärte sie hastig und mit bibbernder Stimme.

Jane nickte. »Allright, dann gehen wir eben nach oben.«

Die Treppe lag nicht weit entfernt. Sie war mit wenigen Schritten zu erreichen. Harriet wurde von Jane förmlich die ersten Stufen hinaufgeschoben, es folgte die Horror-Oma, den Schluß machte Jane Collins. Die Frauen gingen nicht bis zum Ende der Wendeltreppe aus Holz, sie blieben auf halber Höhe stehen, schauten schräg in die Tiefe, so daß sie auch die Haustür im Blick hatten.

Dem Vampir war es noch nicht gelungen, die Haustür völlig einzuschlagen. Das Holz war sehr stabil, die Lesters hatten damals viel Geld bezahlen müssen, so daß der Blutsauger seine Mühe hatte, sie einzuschlagen. Aber er war mit der Axt bereits durchgekommen.

Nach jedem Treffer konnten die Frauen die Klinge sehen, und sie wurde auch jedesmal ein Stück größer.

Das Knacken war kaum zu vernehmen, ebensowenig wie das Splittern. Nur die dumpf klingenden, hämmernden Schläge, und der Vampir gab nicht auf. Sein Blutrausch trieb ihn voran, und plötzlich warf er sich auch mit seinem Körper gegen die Tür.

Die hielt den Druck nicht aus. An zwei verschiedenen Stellen zerriß sie, fiel zwar nicht in der Diele zu Boden, aber die Lücke in ihr war so groß geworden, daß der Blutsauger hindurchsteigen konnte.

Zuerst erschien die Axt!

Die Frauen konnten sie sehr genau erkennen, und alle erschraken sie.

Das Richtbeil besaß eine mörderische Klinge. Sie war wesentlich größer als die einer normalen Axt. Der vordere Teil bildete einen an der Kante scharf geschliffenen Halbkreis. Zum Griff hin lief das Metall schmaler zu und war dort durch eine Klammer befestigt worden. Der Griff bestand aus stabilem Holz und war so dick wie ein Kinderarm.

Dann folgte er.

Er stieg aus dem Türloch mit einem gewaltigen Schritt. Sein Arm erschien, seine Schulter, sein gesamter Oberkörper und schließlich der Kopf.

»Dracula!« keuchte Harriet. »Meine Güte, der sieht ja aus wie der Graf Dracula!«

»Nein, wie Christopher Lee, der ihn gespiel hat«, korrigierte Lady Sarah.

»Und woher konnte Antonio Vargas das wissen?« fragte Jane Collins sofort. »Er hat viel später gelebt.«

»Das werden wir wohl kaum erfahren«, meinte die Horror-Oma.

Sie schaute zu, wie sich der Vampir die Splitter- und Holzreste von seiner dunklen Kleidung schüttelte.

Dicht vor der zerstörten Eingangstür blieb er stehen, blickte sich um, sah aber nicht nach oben die Treppe hoch, wo die Frauen standen und sich nicht bewegten.

Selbst das Atmen hatten sie gestoppt. Harriet preßte ihre Hand gegen die Lippen, weil sie sich sonst durch die Geräusche verraten hätte.

Der Vampir schaute nicht die Treppe hoch. Er blickte in den Wohnraum. Sein bleiches Gesicht sah aus wie gepudert. Die Mundwinkel waren verzerrt. Unter den Augen klebten kleine Blutstropfen, und seinen rechten Arm bewegte er pendelnd vor und zurück, so daß die schwere Klinge die Bewegung mitmachte. Es kam den beobachtenden Frauen so vor, als würde er für einen Mord trainieren.

Wie würde er sich entscheiden?

Der Blutsauger ging vor. Die Treppe interessierte ihn nicht. Er störte sich auch nicht an dem Licht, obwohl Vampire normalerweise die Dunkelheit lieben.

Seine Schritte setzte er wuchtig. Immer wenn der Fuß den Boden traf, erklang ein hallendes Geräusch. Schritte, die den Tod akustisch verkündeten.

So ging er in den Wohnraum hinein. Fixiert auf einen grausamen Mord. Er würde alles töten, was sich im Bereich seiner Richtaxt bewegte. Schon bald war er für die Frauen nicht mehr zu sehen.

Harriet nahm ihre Hand vom Mund weg. Als sie atmete, hörte es sich an, als würde eine Lok Dampf ausstoßen, so sehr machte sich bei ihr die Erleichterung bemerkbar.

»Was hat er jetzt vor?« wisperte sie.

Harriet Lester erntete nur Schulterzucken, aber in den nächsten Sekunden hörten sie, was der Vampir wollte.

Die Zerstörung!

Das erste dumpfe Krachen erklang, als der Blutsauger die Axtklinge gegen den Fußboden hämmerte. Er schlug auch weiter, nahm sich aber andere Dinge vor.

Zum Beispiel das helle Regal.

Sie hörten es am Splittern, am Krachen des Holzes. Wertvolle Glasgefäße fielen zu Boden, zerbrachen dort und blieben als Scherbenstücke liegen.

»Der ist wahnsinnig!« keuchte Harriet. »Von einer regelrechten Zerstörungswut besessen.«

»Besser das zerstören, als Menschenleben«, erwidert Sarah Goldwyn, und Jane nickte dazu.

»Er hat aber davon nichts«, sagte Harriet.

»Möglicherweise sucht er etwas«, flüsterte Lady Sarah, »und will so auf sich aufmerksam machen.«

»Sucht er uns?«

Lady Sarah hob die Schultern.

»Wir können auch fliehen«, schlug Jane vor. »Jetzt ist die Gelegenheit gekommen.«

Damit waren die Frauen einverstanden. Harriet nickte heftig, auch Lady Sarah war einverstanden. Jane machte den Anfang. Sie war jetzt die erste in der Reihe, als sie vorsichtig den Fuß auf die unter ihr liegende Stufe setzte. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen, die den Vampir hätten warnen können. Ein paar Treppen mußten sie nehmen, bevor sie den Boden erreichten.

Jane blieb am Fuß der Treppe stehen und schielte in den offenen Wohnraum.

Sie sah den Blutsauger nicht, er war nur zu hören. Diesmal mit dumpfen Schlägen. Wahrscheinlich drosch er seine Klinge in die Polster der teuren Sessel.

Die Detektivin winkte ihren Leidensgenossinnen zu. Auch sie kamen leise die Treppe herab. Beide hielten sich am Handlauf fest.

Lady Sarah ging noch vor Harriet Lester her, die sich nur mühsam beherrschen konnte. Ihre Wangen zuckten. Sie hatte geweint. Durch das Tränenwasser war ein Teil der Schminke verlaufen.

Nebeneinander blieben die Frauen stehen. »Alles klar?« wisperte Jane kaum hörbar.

»Laß uns gehen«, gab die Horror-Oma ebenso leise zurück und drehte sich bereits um.

Sie gingen nicht.

Alle drei schauten gegen die zerstörte Tür, sahen den Nebel dahinter wallen und erkannten plötzlich eine schwankende Gestalt, die auf das Haus zulief.

Jane blickte zufällig auf Harriet Lester. Deren Augen waren fast aus den Höhlen gequollen. Der Mund stand bereits offen. Sie wollte etwas sagen, vielleicht sogar schreien, das konnte Jane Collins auf keinen Fall zulassen.

Blitzschnell preßte sie ihre Handfläche gegen den Mund der Frau, so daß aus dem Schrei nicht einmal ein Gurgeln wurde. »Es ist Ihr Mann Godfrey, nicht wahr?«

Harriet nickte nur.

»Keinen Laut jetzt.« Jane löste die Hand vom Mund der Malersgattin.

In diesem Augenblick trat Godfrey Lester durch die zerstörte Tür.

Er machte den Eindruck einer lebenden Leiche…

***

Kein Regisseur hatte uns »Aktion« zugerufen, aber wir wußten auch

so, was wir zu tun hatten.

Uns blieben vielleicht drei Sekunden, dann würde der Werwolf den Wagen und damit auch uns erreicht haben und mit dem verdammten Baumstamm zuschlagen.

Wir rissen die Waffen hervor und schossen, in der Hoffnung, die Bestie trotz des sie deckenden Stamms zu treffen.

Pech gehabt, die Geschosse blieben irgendwo stecken, und wir mußten in Deckung gehen.

In verschiedene Richtungen flogen wir davon, landeten am Boden, überschlugen uns und hörten das Krachen, Knacken und auch Splittern, als die Zweige brachen.

Ich kam wieder hoch und schaute mir die Bescherung an.

Der Werwolf hatte das starre Geäst des Baumes gegen den Rover gerammt. Und zwar mit einer so großen Wucht, daß der Wagen nicht nur ein Stück nach hinten geschoben, sondern auch gleichzeitig in die Höhe gehoben worden war.

Als ich hinschaute, fiel er wieder zurück. Er wippte noch auf den Rädern nach.

Die Bestie hatte den Baum mit einem Teil seiner Wurzel aus dem Boden gerissen. Es war eine junge Birke, da hatte er nicht soviel Mühe aufwenden müssen, aber er war in einer rasenden Stimmung, heulte schaurig, ging wieder zurück und schleppte den Baum mit.

Wollte er noch einmal damit zuschlagen?

»Verdammt, John, ich kann ihn nicht genau sehen. Der Nebel ist einfach zu dicht!«

Suko war sauer, ich ebenfalls, lief aber vor, um in die Nähe der Bestie zu gelangen.

Und die spielte uns einen Streich.

Sie hielt den Baumstamm ungefähr in der Mitte umklammert und begann plötzlich damit, sich wie rasend zu drehen. Mit dieser Aktion versuchte sie, niemanden an sich herankommen zu lassen.

Wir sahen noch immer kein Ziel. Der Werwolf war zu einem regelrechten Wirbelsturm geworden, der plötzlich seine Richtung änderte und genau auf mich zukam.

Ich starrte gegen das abgebrochene Geäst der braunen Birkenzweige, die mir vorkamen wie lange Greifarme. Die Bestie selbst entdeckte ich nicht, sie wurde einfach zu gut geschützt. Hinzu kam auch der verdammte Nebel.

Das plötzliche Heulen hörte sich an wie ein Triumphgeschrei, aber das Untier hatte sich zu früh gefreut.

Ich konnte mich nur durch hastiges Wegrennen in Sicherheit bringen, aber Suko blieb – und handelte.

Der Werwolf hatte einen gewaltigen Fehler begannen und Suko den Rücken zugedreht.

Ich hörte die Beretta meines Freundes zweimal bellen, schlug noch einen Haken, rutschte weiter, kam zur Ruhe und drehte mich um.

Der Baumstamm lag am Boden. Niemand war mehr da, der ihn hielt. Hinter ihm winkte mir Suko als nebelumhüllte Gestalt zu. Ich kannte das Zeichen und begab mich zu ihm.

»Das war der dritte«, sagte er und deutete dorthin, wo der Werwolf eigentlich hätte liegen müssen.

Nichts war zu sehen. Nur eben das braungrüne Gras, dessen Halme geknickt waren oder flachgepreßt auf dem Boden lagen.

»Willst du nach der Farbe suchen?« fragte er mich.

Ich winkte ab. »Wir sollten uns lieber den Rover mal näher anschauen«, schlug ich vor.

Er sah schlimm aus, wenigstens beim ersten Hinsehen. Beide Kotflügel und auch der Kühlergrill hatten einiges abbekommen und waren an bestimmten Stellen verbogen.

Das rechte Scheinwerferglas lag als Splitter im Gras. Sie glänzten matt wie trübe Augen.

Ich kniete mich nieder und schaute nach, ob das Blech der verbogenen Kotflügel eventuell die Reifen berührte. Das war zum Glück nicht der Fall. So erhob ich mich und nickte meinem Freund zu.

»Wenn nichts weiter passiert ist, werden wir fahren können.«

»Versuchen wir es.«

Wir stiegen ein.

Der Motor kam sofort, und es funktionierten auch beide Scheinwerfer, obwohl einer ohne Deckglas war. Da strahlte eben nur die kleine Lampe in seinem Innern.

»Und der Vampir?« fragte Suko.

»Ist bestimmt bei den Lesters.«

»Dann leg mal einen Riemen auf die Orgel…«

***

Godfrey Lester ging einfach weiter. Er schien die drei Frauen überhaupt nicht bemerkt zu haben. Sein Gesicht hatte er zum Wohnraum zugewendet. Zudem wirkte es so maskenhaft starr, wie es seine Frau bei ihm noch nie gesehen hatte.

Er würde in sein Verderben laufen!

Das wußten die Zuschauerinnen, aber nur Harriet reagierte. Sie ließ sich auch durch Jane nicht aufhalten und baute sich vor ihrem Mann auf.

Der wollte einfach weitergehen, aber Harriet schüttelte den Kopf.

»Nein, Godfrey nein!«

Er hörte die Stimme, stoppte und bewegte leicht schüttelnd den Kopf. »Was wollen Sie?«

»Sie? Du siezt mich, Godfrey?«

»Was wollen Sie?« fragte er weiterhin stereotyp. »Weshalb reden Sie mich mit Godfrey an?«
»Weil du Godfrey Lester bist, deshalb.«
»Ich bin nicht Godfrey Lester. Ich heiße Antonio Vargas. Verstehen Sie? Antonio Vargas.«
Harriet warf den beiden Frauen einen hilfesuchenden Blick zu.
Allein wurde sie mit den Problemen nicht mehr fertig.
»Gehen Sie mir aus dem Weg. Ich muß dort hinein.«
Harriet ging tatsächlich einen Schritt zurück. »Ich lasse es nicht zu, daß du zu ihm gehst.«
»Er hat auf mich gewartet. Ein alter Fluch muß eingelöst werden. Begreifen Sie das endlich.«
Harriet holte tief Luft. »Es gibt keine alten Flüche, Godfrey. Es gibt nur diesen verdammten Vampir.«
»Zu ihm will ich.«
»Und dich töten lassen?«
Lester nickte. »Ja, ich muß mich töten lassen. So ist es vorgeschrieben.«
»Wer schreibt dir so etwas vor?«
»Das Schicksal!«
»Dieser verdammte Vargas, nicht wahr?«
»Er und ich sind eins!«
Die letzte Antwort hatte Harriet erschreckt. »Wie kann er das sagen?« fragte sie flehend und schaute Jane dabei an. »Können Sie mir eine Antwort geben.«
»Ja«, erwiderte die ehemalige Hexe. »Das kann ich sehr wohl, Mrs. Lester.«
»Und wie lautet sie?«
»Er ist wiedergeboren worden. Dieser Antonio Vargas wurde in ihrem Mann wiedergeboren. Deshalb sind die Schicksale der beiden Personen so eng miteinander verknüpft, obwohl zeitlich eine so große Distanz dazwischenliegt. Ihr Mann ist tatsächlich dazu gezwungen worden, einen alten Fluch zu erfüllen.«
»Der mit seinem Tod endet?«
»So ist es, Mrs. Lester, mit seinem Tod. Ihr Mann wird ebenfalls – wann auch immer – wiedergeboren werden, so daß dieses makabre Spiel von neuem beginnt.«
»Kann man es denn nicht stoppen?« rief die Frau voller Verzweiflung.
»Ja, man kann.«
»Und wie?«
»Indem man den Vampir tötet und auch die anderen Monster auf dem Bild. Sie müssen die treibende Kraft sein. Antonio Vargas hat etwas gemalt, was es damals mit dem Aussehen überhaupt nicht gab. Er muß gewissermaßen in die Zukunft geschaut haben. Aber er konnte

nicht ahnen, daß eine böse Macht seine Hand führte und erst in späterer Zeit dafür sorgte, daß sich der Fluch zum zweitenmal erfüllte. Wahrscheinlich ist auch Vargas auf schreckliche Art und Weise gestorben, ich weiß es nicht. Er wird den Weg gegangen sein, den auch Ihr Mann geht.«

»Das lasse ich nicht zu.«

Lester/Vargas hatte zugehört. Was er empfand, zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. Manchmal hatte es so ausgesehen, als hätte er seine Frau genau verstanden, dann wieder wirkte er wie jemand, der überfallartige Kopfschmerzen bekam. Die beiden Seelen befanden sich in ihm. Einerseits mußte er den Fluch erfüllen, andererseits wiederum hatte er schreckliche Angst davor.

Harriet hatte bei der Hochzeit geschworen, Freud und Leid mit ihrem Mann zu teilen. Sie stand zu diesem Schwur, packte ihn plötzlich an der Schulter, um ihn in Richtung Haustür zu drehen.

Halb bekam sie ihn herum, dann stemmte sich Godfrey gegen den Griff. Er wollte nicht, und er befreite sich mit einem so heftigen Ruck, daß Harriet zur Seite taumelte.

»So helfen Sie nur doch!« rief sie verzweifelt.

Lady Sarah und Jane Collins unternahmen nichts. Sie starrten nur an Harriet Lester vorbei in den hinter ihr liegenden Raum.

Auch Harriet drehte sich um.

Ihren Augen bot sich eine Szene angefüllt mit kalten Grauen.

Inmitten des mit zerstörten und zerfetzten Möbelstücken gefüllten Wohnraums stand die düstere Gestalt des Vampirs mit dem blutbefleckten Gesicht.

In der rechten Hand hielt er noch immer das schwere Richtbeil. Er schwang es vor, als wollte er Godfrey Lester damit zuwinken.

Und Lester verstand.

Er ging dem Vampir entgegen, um seine Pflicht zu erfüllen!

***

Harriet hatte ihn noch aufhalten wollen, sie war einfach nicht mehr in der Lage. Vielleicht nach fünf, sechs Schritten hatte Lester den Vampir erreicht und würde unter dem Hieb der mörderischen Klinge sein Leben aushauchen.

»Tut was!« schrie Harriet.

Jane Collins übernahm die Initiative. Auch sie wollte den Mann nicht in den Tod rennen lassen. Zudem war sie am beweglichsten und auch am kampferprobtesten. Die Frau, in deren Brust ein künstliches Herz schlug, bewies in diesen Augenblicken einen meisterhaften Mut oder bekam einen Hang zum Selbstmord.

Obwohl es ihr klar war, daß der Vampir auch mit zwei Gegnern fertig wurde, jagte sie los, und sie warf sich von der Seite her gegen

den Körper des Mannes.

Dieser heftige Bodycheck reichte aus, um den anderen zu Boden zu schmettern.

Er riß noch eine Leuchte mit um, die das Chaos bisher unbeschadet überstanden hatte, kroch aber auf allen vieren weiter, während sich Jane um den Vampir kümmerte.

Der rührte sich nicht. Wenn überhaupt, dachte er möglicherweise darüber nach, woher diese Frau den Mut nahm, sich gegen ihn auflehnen zu wollen, und er schlug praktisch aus dem Handgelenk mit der Richtaxt nach Jane.

Die drehte sich zur Seite. Von ihren Reflexen hatte sie noch nichts eingebüßt.

Das schwere Metall traf sie nicht, hackte in den Boden und wurde sofort wieder hochgerissen, denn beim zweiten Schlag drehte sich der Blutsauger um die eigene Achse, damit er einen halbhoch angesetzten Rundschlag schaffte.

Jane Collins lag schon in der Luft. Sie hatte ihren Körper so gestreckt, als wollte sie von einem Startblock aus in das Wasser eines Schwimmbeckens springen.

Nicht im Wasser landete sie, sondern auf einem halb zerhackten Sessel, der von der Aufprallwucht noch ein Stück über den Boden rutschte, Jane aber so abgefangen hatte, daß ihr nichts geschehen war.

Nur befand sie sich ziemlich weit von Lester entfernt, und der wollte in den Tod gehen.

Zudem hatte der Vampir an Jane Collins jegliches Interesse verloren. Nur mehr Vargas und die Erfüllung des alten Fluchs erfüllten ihn.

»Steh auf, Vargas!«

Zum erstenmal sprach er. Die Worte drangen über seine Lippen, als befände sich ein Tonband in seinem Rachen.

»Sir, Senor, Sir!«

Lester antwortete sogar in einer fremden Sprache, so sehr hatte ihn das andere Ich beeinflußt.

Der Vampir wartete.

Für keinen anderen hatte er noch einen Blick übrig, und Godfrey Lester kam hoch.

Harriet konnte den Schrecken nicht mehr mit ansehen. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht gepreßt. Schluchzende Worte drangen aus ihrem Mund. »Kann man denn nichts tun? Kann man denn gar nichts tun? Vampire müssen mit einem Kreuz zu bekämpfen sein…«

»Haben Sie eines?« fragte Lady Sarah.

»Nein!«

Ich auch nicht, fügte die Horror-Oma in Gedanken hinzu. Und Jane trägt auch keines.

Harriet war in diesen Augenblicken keine Hilfe. Sarah Goldwyn beschloß, sie allein zu lassen. Durch die Gestalt der alten Dame schien ein Stromstoß zu rasen, als sie sich reckte und ebenfalls das verwüstete Zimmer betrat.

»Bleib da!« warnte Jane Collins, die sich bereits nach einer Waffe umsah.

Auch Sarah merkte etwas von dieser Suche, und sie sagte plötzlich: »Nimm den Teppich!«

Sie und Jane hatten den Vampir von seiner eigentlichen Aufgabe ablenken können. Er fühlte sich durch den Dialog gestört. Godfrey Lester aber stand vor ihm wie ein Delinquent. Mit hängenden Schultern, den Kopf leicht vorgebeugt.

Der Blutsauger verzog sein starres Gesicht. Er mochte es nicht, daß ihm etwas in die Quere gekommen war und ihn abgelenkt hatte. So bekamen die beiden Frauen etwas Zeit.

Lady Sarah sprach ihn direkt an. »Du wirst ihn nicht töten, Bestie! Nein, du nicht!«

Der Vampir duckte sich zusammen. Es sah so aus, als wollte er Sarah Goldwyn angreifen, da hatte Jane bereits auf den Rat ihrer älteren Freundin gehört und einen Teppich aufgehoben.

Es war ein bunter Berber, nicht sehr groß, dennoch hatte er sein Gewicht, und Jane Collins mußte sich anstrengen, wenn sie ihn schleudern wollte. Sie hob beide Arme über den Kopf. Der Teppich mußte quer durch den großen Raum geworfen werden.

Das tat sie.

Jane hatte ihn eingerollt. Jetzt, wo er sich auf dem Weg befand, rollte er sich wieder auf und kam wie ein flatterndes Dach auf den Blutsauger zu.

Der reagierte zu spät. Plötzlich hüllte ihn der Teppich ein, legte sich vorhangartig über Kopf und Gesicht und brachte ihn völlig aus dem Konzept.

»Harriet, holen Sie Ihren Mann!« befahl Lady Sarah mit lauter Stimme. Sie selbst schnappte sich eine Waffe. Es war eine Eisenschale, mit der sie auf den Blutsauger zurannte und sie schleuderte, als sie dicht vor ihm stand.

Die Horror-Oma konnte gar nicht vorbeiwerfen. Der Blutsauger bekam die Schale voll mit. Sie erwischte ihn unter dem Hals.

Die Wucht des Treffers trieb ihn zurück. Zwar riß er seinen rechten Arm hoch, aber die Klinge traf nicht.

Jane hetzte quer durch den Raum. Am Kamin hatte sie einen Schürhaken gefunden, hielt ihn beidhändig und setzte zu einem fürchterlichen Hieb an, der den Vampir auch erwischt hätte, wenn es ihm nicht zufällig gelungen wäre, seine Richtaxt hochzureißen, so daß der Schürhaken und die Axt zusammenprallten. Ein Mensch hätte die

Axt verloren. Nicht der Vampir. Seine Kräfte waren ganz andere.

Leider war Jane in diesem Moment ein Mensch. Sie konnte den Schürhaken nicht mehr halten, der ihr regelrecht aus den Händen katapultiert wurde und irgendwo im Hintergrund des Zimmers landete.

Gleichzeitig fiel sie, durch den eigenen Schwung getrieben, zu Boden, sie stolperte auch noch über einen herumliegenden Gegenstand, und auch der Teppich rutschte jetzt vom Kopf des Vampirs wieder nach unten. Wütend trat er ihn noch zur Seite.

Da ging Godfrey Lester einen Schritt vor, hob das Gesicht dem Blutsauger entgegen und sagte mit lauter Stimme: »Töte mich!«

»Neiiiennnn!«

Auch Harriets irrer Schrei konnte dem schlimmen Schicksal keinen anderen Lauf geben.

Die Richtaxt raste nach unten!

Der Maler war nicht zu verfehlen.

Blutüberströmt brach er vor den entsetzten Augen der drei Frauen zusammen…

***

Auf einmal wurde es still!

Selbst Harriet wagte nichts mehr zu sagen. Der Schock saß einfach zu tief. Sie wollte auch nicht auf ihren Mann schauen, aber aus ihrem Gesicht wich alles Blut. Der Kreislauf geriet zu einem wahren Inferno, daß Harriet nicht mehr stoppen konnte.

Sie brach dort, wo sie stand, ohnmächtig zusammen.

Auch Jane und Sarah waren nicht in der Lage, zu reden. Sie hatten alles versucht – und verloren…

Sehr langsam ließ der Vampir seine Waffe sinken. Von der Klinge tropfte es rot. Die Spur blieb auf dem Boden und den zerstörten Möbelstücken zurück. Aus dem Maul des Blutsaugers drangen ächzende Geräusche. Er schüttelte den Kopf, als wäre ihm ein unangenehmer Gedanke gekommen, dann richtete er seinen Blick auf Lady Sarah.

Es war ein starrer Killerblick, und die Horror-Oma wußte, daß sich der Blutsauger sie als nächste ausgesucht hatte.

Sie ging zurück.

Der Vampir folgte ihr.

Jane hockte schräg hinter ihm. »Verdammt, – ich kann dir nicht helfen!« keuchte sie. »Mein Arm ist nicht okay. Ich habe ihn mir bei dem Sturz verrenkt. Lauf weg, Sarah! Um Gottes willen, lauf weg!«

Die Horror-Oma hörte sie zwar, beachtete sie aber nicht. Sie hatte nur Augen für das Beil. Damit kam der Blutsauger näher.

Sarah Goldwyn ging zurück. Sie hatte bereits die Diele erreicht, als

der Vampir schnell vorrannte, weil er ihr den Weg zur Tür versperren wollte.

Ihr blieb nur eine Chance.

Die Treppe hoch.

Sarah drehte sich so schnell, daß ihr beinahe schwindlig wurde.

Selbst die Stufen verschwammen vor ihren Augen. Als sie die ersten beiden endlich nahm, stolperte sie noch, hatte aber das Glück, sich im Fallen am Geländer festhalten zu können.

So hetzte sie höher.

Der Vampir mit der Axt verfolgte sie. Er hatte alle Zeit der Welt, und er würde seine schlimme Aufgabe erfüllen.

Jane rappelte sich hoch. Dabei hatte sie das Gefühl, als hätte sie sich das rechte Schlüsselbein gebrochen.

Unter qualvollen Schmerzen ging sie los. Ihre Bewegungen waren taumelig, sie erreichte die Diele und hörte vor dem Haus die hastigen Schritte.

Jane starrte die Treppe hoch.

Weder der Vampir noch die Horror-Oma waren zu sehen. Dafür drückte sich eine Gestalt durch die zerstörte Tür, die aussah wie ein Nebelwesen. Erst im Haus nahm sie Gestalt an.

»John, mein Gott!« schrie Jane wie in einem Alptraum…

***

Lady Sarah hatte es geschafft, die relativ steile Holztreppe hinter sich zu lassen, ohne von der Axt getroffen zu werden. Am Ende der Treppe fand sie sich auf einem runden Vorsprung wieder, der durch ein Gitter gesichert wurde.

Von dieser Stelle aus konnte sie direkt in das großzügig geschnittene und auch offene Schlafzimmer schauen. Aber sie warf zuerst einen Blick zurück.

Der Vampir kam mit wuchtigen Schritten die Treppe hinauf. Jede Berührung der Stufen hinterließ ein dumpf klingendes Echo.

Sie mußte weg und lief so rasch wie möglich in das Schlafzimmer.

Sehr groß war das französische Bett. Auf ihm lag eine weiße Decke, die das Gesicht der Sonne als hellen Fleck zeigte.

Eine fünfeckig gebaute Scheiben-Geometrie bildete das Fenster. Es reichte von der Decke bis hinab zum Boden. Dahinter wallten die grauen Nebelbahnen.

Lady Sarah sah auch einen hellen Schrank. Er war begehbar, aber ein Ort zum Verstecken?

»Nein, das nicht!« keuchte sie, drehte sich wieder um und lief dorthin, wo eine Schiebetür als Raumteiler diente. Sie riß sie heftig auf, schaute in das dahinterliegende Zimmer, ebenfalls ein Schlafraum, allerdings kleiner und wahrscheinlich für Gäste angelegt.

Eine weitere Tür führte in ein geräumiges Bad.
Das waren Dinge, die Lady Sarah im Moment nicht interessierten.
Sie hatte etwas anderes gesehen.
Über dem zweiten Bett hing ein Kreuz!
Ein altes Holzkreuz, wahrscheinlich eine Antiquität, nicht sehr groß, dafür handlich.
Wer immer es dorthin gehängt haben mochte, Lady Sarah war dieser Person zutiefst dankbar.
Von der Seite her lief sie auf das Bett zu, reckte sich, streckte den Arm aus und bekam das Kreuz zu fassen. Zusammen mit dem Nagel riß sie es aus der Wand – und sie behielt die Nerven.
Sie versteckte es hinter ihrem Rücken, als sie sich umdrehte und den gleichen Weg wieder zurückging.
Sarah Goldwyn hatte sich vorgenommen, dem Vampir mit der Richtaxt Auge in Auge gegenüberzutreten. Noch nie hatte ein Vampir ein Kreuz überwinden können, hier sollte es nicht anders sein.
Sie verließ das kleinere Zimmer und betrat wieder den wesentlich größeren Schlafraum.
Der Blutsauger wartete bereits. Nur der Gang zwischen Bett und Wand trennte die beiden.
Lady Sarah blieb stehen. Ihr Gesicht wirkte bleich, es war ernst, unter ihren Augen lagen Schatten. Die Mundwinkel zuckten, als sie allmählich die Lippen öffnete und der Vampir gleichzeitig seine Axt hob. Es sah so aus, als wollte er sie schleudern.
»Du wirst sterben!« erklärte Sarah Goldwyn mit einer Stimme, die ihr selbst fremd vorkam. »Ich habe mir vorgenommen, dich zu vernichten.«
Ob über das graue Gesicht des Monstrums ein Grinsen zuckte, konnte sie nicht genau sagen, aber sie drückte ihren Arm herum und zeigte den Gegenstand, den sie bisher dort verborgen gehalten hatte.
Das Kreuz!
Der Blutsauger konnte einfach nicht daran vorbeisehen. Seine Fratze wurde noch bleicher, die Augen runder, der Arm sank nach unten, und ein gewaltiges Zittern durchlief seine Gestalt.
Dann ging er zurück.
Lady Sarah schritt vor!
Mutig – fest entschlossen, dem Vampirspuk ein Ende zu bereiten.
In ihren Augen lag ein kalter Glanz, und sie schien in diesen entscheidenden Momenten eine Verjüngungskur durchzumachen.
Die Angst des Blutsaugers wuchs mit jeder Sekunde. Die Entfernung zwischen den beiden schmolz zusammen. Nur mit Hilfe des Kreuzes trieb die Horror-Oma den Blutsauger aus dem Zimmer.
Seinen freien Arm hatte er erhoben und angewinkelt. Er konnte es nicht mehr ertragen, auf das Kreuz schauen zu müssen. Diese Ansicht

bereitete ihm körperliche Schmerzen.

»Ja, geh nur«, sagte sie. »Geh nur weg! Aber ich werde dich bekommen. Es gibt keinen Platz mehr auf dieser Erde für dich, wo du dich vor mir verkriechen kannst.«

Er ging auch.

Aus seinem Maul drangen blubbernde Laute. Irgend etwas sprühte vor seinen Lippen, das Ähnlichkeit mit gelbem Speichel aufwies.

Seine Handlungen wurden ausschließlich von der reinen Angst diktiert, und als er sich drehte, stand er bereits am Beginn der Treppe, die er rückwärts hinab mußte.

Das schaffte er nicht.

Beim ersten Tritt verfehlte er die oberste Stufe, rutschte ab und rollte sich überschlagend den langen Rest hinab.

Mit dem Kreuz in der Hand blieb Lady Sarah oben stehen, ganz die Siegerin über den gefährlichen Blutsauger, der bis in den Flur hineinrutschte, auf dem Rücken zu liegen kam, die Augen öffnete und sein Gesicht im folgenden Augenblick zu höchstem Entsetzen verzerrte.

Etwas fiel auf ihn nieder.

Auch ein Kreuz, aber aus Silber!

Und das hatte ich fallenlassen.

***

Es zischte nicht einmal auf, als sich das Kreuz und die welke Haut des Mord-Vampirs berührten. Wie schon bei den ersten drei Monstren sahen wir auch hier keine Reaktion.

Kein Sterben – ein Bild war einfach ausgelöscht worden.

Was blieb zurück?

Einige schwarzgraue Farbflecken, vermischt mit hellroten Blutstreifen.

Auch die Axt war verschwunden, als hätte es sie und den Vampir nie gegeben. Leider standen zwei Tote als Beweis dagegen.

Der Fluch aber war gebrochen worden.

Hinter mir hielten sich Jane und Suko auf. Ich aber sah die Treppe hoch, wo Lady Sarah stand, eine Hand auf das Geländer gelegt, in der anderen das Kreuz.

Sie schaute zu mir herab, lächelte, und ich ging ihr entgegen. Vor ihr blieb ich stehen.

»Ja, mein Junge«, sagte sie. »Das wurde auch Zeit. Fast hätte er mich erwischt.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, da wurden ihr die Knie weich, so daß sie mir entgegenkippte und ich sie schnell auffing. Ich trug die Frau, die gut und gern meine Mutter hätte sein können, die Treppe hinab.

Suko hob die Schultern. »An den Zufall habe ich nie glauben wollen«, sagte er. »Und ich glaube auch nicht, daß uns der Zufall hier zusammengeführt hat.«

»Was dann?« fragte Jane.

»Es muß das Schicksal gewesen sein. Eine andere Lösung fällt mir nicht ein.«

Da stimmten wir ihm zu.

Eines stand fest. Es würde keine vier Grusel-Monstren mehr geben, die aus einem Bild stiegen, um Menschen zu jagen. Ein Fluch war gelöscht worden, aber viele andere bedrohten noch die Menschheit…

ENDE